

Ein Leuchtturm erlischt

Unis von Greifswald und Rostock verlieren zahlreiche Fakultäten / Von Annegret KÜHNEL



Bedenkliche Zukunftsaussichten: Bis die heutigen Schüler Rostocks ihre Studienreife erlangen, wird das Studienangebot ihrer heimischen Universität stark beschnitten worden sein. Mit der Quasi-Zusammenlegung der hansestädtischen Alma mater mit jener Greifswalds hofft die zuständige Landesregierung die Überlebensfähigkeit des Universitätsstandortes Mecklenburg-Vorpommern sichern zu können.

Foto: pa

Mecklenburg-Vorpommern hat ein Problem. Der Solidarpakt II läuft 2019 aus. Bis dahin muß das Land, das kaum die Hälfte seines Haushalts durch eigene Einnahmen deckt, das Laufen lernen. Der Landtag in Schwerin hat dazu ein Konzept zur Personaleinsparung beschlossen, das allerdings einen schlimmen Nebeneffekt hat: Auch Bildung und Wissenschaft werden zusammengestrichen. Bis 2017 muß die Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald 178 Personalstellen abbauen, die Universität Rostock 273. Das sind rund 18 Prozent des aktuellen, schon äußerst knappen Personalbestandes. Betroffen sind auch die vier anderen Hochschulen und Fachhochschulen in Neubrandenburg, Rostock, Stralsund und Wismar, die insgesamt 150 Stellen verlieren sollen.

Formell verfügen die Universitäten in Mecklenburg-Vorpommern über Autonomie. Im konkreten Fall beschränkt sie sich darauf, daß sie die Kürzungen selber umsetzen können, andernfalls tritt das Kultusministerium in Aktion. Doppelte Angebote in Rostock und Greifswald soll es künftig nicht mehr geben.

In Greifswald sollen unter anderem Informatik, Mathematik, Altertumswissenschaft, Latinistik, Gräzistik, Archäologie, Ur- und Frühgeschichte, Romanistik, Anglistik und Sportwissenschaften wegfallen, andere Bereiche werden zusammengestrichen. Rostock muß auf BWL, Jura und Politikwissenschaften verzichten. An jeweils einem Standort stehen auch die Biologie, Chemie, Geschichte und Philosophie zur Disposition. Im Ergebnis würden weder Greifswald noch Rostock über reguläre Universitäten verfügen. Tatsächlich gehen die Pläne von Kultusminister Hans-Robert Metelmann (parteilos) in Richtung einer Landesuniversität, einer „University of Mecklenburg-Vorpommern“, die sich über mehrere Standorte verteilt.

Es gibt heftige Proteste. Die Studenten verteilen an Politiker Lesebrillen – als Mittel gegen politische Kurzsichtigkeit. Der zuständige Minister Metelmann ist aber kein betriebsblinder Provinzpolitiker, sondern Medizinprofessor, Krebsforscher und Chirurg. Er verfügt über internationale Erfahrungen. Außerdem war der gebürtige West-Berliner von 2000 bis 2002 selber Rektor der Greifswalder

Universität. Man muß also seine Einschätzung ernst nehmen, daß die Universitäten in ihrer bisherigen Form nicht überlebensfähig seien. Die Rechnung, die er aufmacht, klingt plausibel. Zur Zeit gibt es in Mecklenburg-Vorpommern 34.000 Studenten. Wenn von den zur Zeit nur noch 9.200 Viertklässlern im Land in acht oder neun Jahren ein Drittel das Abitur ablegt und davon wiederum ein Drittel im Land studiert, käme man auf 1.000 Studenten im Erstsemester, die sich auf sechs Lehreinrichtungen verteilen würden. Mit einem großen Zustrom aus anderen Bundesländern kann nicht gerechnet werden. Selbst nach Bayern kommen nur 50 Prozent der Studenten von außerhalb. „Wir können nicht in der ersten Liga spielen, aber wir können und wollen gute Zulieferer einzelner Bausteine sein.“ Dafür will Metelmann größere, leistungsfähigere Einheiten schaffen.

Besonders schmerzhaft wird es den vorpommerschen Landesteil treffen, der bis 1945 zu Preußen gehörte. Die Universität ist – neben der Landeskirche – die wichtigste identitätsstiftende Institution und der einzige Leuchtturm in der Re-

gion. Zu dem Plan etwa, das Institut für Kirchenmusik und Musikwissenschaft an die Rostocker Hochschule für Musik und Theater anzuschließen, schreibt der Domchor Greifswald in einem offenen Brief, das Institut habe eine „besondere Bedeutung“ für die Stadt. „Es prägt das kulturelle Leben entscheidend, strahlt über die Landesgrenzen hinaus, ist ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für die gesamte Region und zieht viele Touristen an.“

Es mutet schizophren an, wenn Ministerpräsident Harald Ringstorff (SPD) jetzt Vorpommern als „Wissenschaftsstandort“ beschwört. Laut EU-Empfehlung sollen drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts für Bildung und Forschung ausgegeben werden. In Mecklenburg-Vorpommern beträgt die Quote nur 1,14 Prozent. Vielleicht hätte man die Fördergelder, die – ähnlich wie in Brandenburg – mit der Gießkanne verteilt wurden, beizeiten in die Wissenschaft investieren sollen. Jetzt ist es für eine Neusetzung der Prioritäten zu spät, die wenigen Zukunftschancen sind verfrüht. Man hat das Gefühl, daß in Mecklenburg-Vorpommern das Licht ausgeht. ■

Nicht nur Gewinner

Von Ronald GLÄSER

Deutschland übernimmt immer mehr das kommunistische Geschichtsbild. Da ist die Ilija-Ehrenburg-Straße in Rostock, die abzuschießen nicht mal dem SPD-Bürgermeister der Hansestadt gelungen ist. In Potsdam wurde eine Lenin-Statue wegen Bauarbeiten entfernt, und jetzt kämpfen SPD und PDS Seit' an Seit' dafür, daß Lenin zurückkehrt!

Eines der jüngsten Beispiele aber kommt aus Berlin – vom sowjetischen Ehrenmal. Dieses Denkmal erinnert an den Sieg der Sowjets 1945. Für die Opfer kommunistischer Gewaltherrschaft (allen voran zwölf Millionen Vertriebene, zwei Millionen Getötete und unzählige Vergewaltigungsopfer) erinnert das Denkmal an ihre Erniedrigung.

Das schert die Herrschenden aber nicht. Kein Wunder: Hat der sonst klamme Schuldenminister Eichel doch genug Zeit und Geld, um in seinem Ministerium der Angehörigen der Roten Kapelle zu gedenken. Er und der noch klammere Berliner Finanzsenator haben gerade 15 Millionen Euro ausgegeben, um sowjetische Denkmäler zu restaurieren!

Daraufhin wandten sich die Berliner Verbände der Verfolgten Kommunistischer Gewaltherrschaft an den Senat, er möge doch wenigstens darauf hinweisen, daß es bei Kriegsende nicht nur Gewinner gab. Der Senat hat sich erst einmal reichlich Zeit gelassen. Dann wurde den Opferverbänden lakonisch mitgeteilt, daß der Senat eine Informationstafel plante.

Der Text ist vom deutsch-russischen Museum entworfen. Dessen Direktor hatte im Streit um die Gedenkfeier in Steglitz-Zehlendorf schwere Vorwürfe gegen den CDU/FDP-Beschluß und den Abgeordneten Hippe erhoben. Danach wird der Text auch noch mit der russischen Botschaft abgestimmt. Die Opferverbände werden dagegen nicht gefragt.

Vom federführenden Verband, dem Bund Stalinistisch Verfolgter (BSV), kommen daher klare Worte: „Wir halten es für notwendig, daß die Opfer mit einbezogen werden.“ Doch diese Bitte wird wohl ungehört bleiben. Das Senatsschreiben muß als krasse Ablehnung angesehen werden.

Lenin, Ehrenburg, Rote Kapelle, Ehrenmal – wer hat eigentlich 1990 gewonnen: die Kommunisten oder die Freiheit?

Vorbild aus der Zeit Friedrichs II:

Jedes Jahr entwirft die Stiftung Preussische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG) variierende Bepflanzungspläne für die Blumenbeete im Park Sanssouci.

Die Wahl der verwendeten Arten und ihre Zusammenstellung in den Beeten orientieren sich an den historischen Bepflanzungen unterschiedlicher Epochen.

Bei der Bepflanzung folgen die Gärtnerinnen und Gärtner der SPSG dem Vorbild aus der Zeit Friedrichs II: Sowohl die verschiedenfarbigen, miteinander harmonisierenden Blüten als auch die Auswahl der Pflanzensorten entspricht der Gartengestaltung in friderizianischer Zeit. Viele der alten Kultursorten bestechen durch ihre Schönheit und ihren besonderen Duft. So war die Kaiserkrone die Prachtpflanze des Barock und durfte im 18. Jahrhundert in keinem Lustgarten fehlen. ■

Kronschatz deutscher Kultur

Wie die preußischen Schlösser und Gärten im Zweiten Weltkrieg geschützt wurden / Teil I

Am 14. April 1945 zerstörte ein britischer Bombenangriff die Potsdamer Innenstadt mitsamt dem Schloß. Am 3. Februar war bereits das Berliner Stadtschloß beim US-Großangriff auf das Zentrum der Reichshauptstadt schwer getroffen worden, ebenso das Schloß Monbijou. Monbijou ist auf immer verloren, und ob die beiden Residenzschlösser je wieder aufgebaut werden, erscheint erneut zweifelhaft, diesmal aus finanziellen Gründen. Trotz seiner Verluste sind die preußischen Schlösser und Gärten ein Kronschatz deutscher Kultur, mit den Anlagen von Potsdam-Sanssouci als dem berühmtesten Juwel. Man wundert sich, wieviel Interieur, Mobiliar, Kunst, Malerei und Porzellan über den Krieg gerettet werden konnte. Wie Friedhild-Andrea Anders in ihrer ausgezeichneten Studie „Schlösser in der Stunde Null“ dargestellt hat, ist das vor allem den Bemühungen der preußischen Schlösserverwaltung und insbesondere ihrem langjährigen Direktor Ernst Gall (1888–1958) zu verdanken.

Nach der Revolution von 1918 unterstanden die Schlösser in Berlin und Potsdam der Kronverwaltung (ab 1923 Krongutverwaltung), die aus dem kaiserlich-königlichen Hofmarschallamt hervorgegangen war. Nachdem 1926 eine Vermögensregelung zwischen Preußen und dem ehemals regierenden Haus Hohenzollern abgeschlossen worden war, wurden sie der am 1. April 1927 gegründeten Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten unterstellt. Ihr Sitz befand sich bis zum Bombardement vom 3. Februar 1945 im Berliner Stadtschloß, danach in den Römischen Bädern von Sanssouci.

Schon lange vor Kriegsausbruch waren für die Schlösser Bergungs- und Schutzmaßnahmen ins Auge gefaßt worden. Staatlicherseits war dafür der 1933 gegründete Reichsluftschutzbund zuständig. Erhalten ist ein Brief an eine Angestellte der preußischen Schlösserverwaltung vom Oktober 1934, in dem sie aufgefordert wurde, sich einer Ausbildung zum Bodenwart zu unterziehen. Mitte der 30er Jahre wurde das

Schlösserinventar klassifiziert, um eine Rangfolge für die Bergung im Kriegsfall festzulegen. Als großes Auslagerungsdepot waren die Gebäude im Schloßpark Babelsberg vorgesehen. Die staatlichen Maßnahmen waren aber völlig unzureichend. Daher erarbeitete Direktor Gall, der mit besorgter Aufmerksamkeit die Zuspitzung der interna-

Wertvolle Kunstobjekte wurden schon 1939 aus Berlin evakuiert

tionale Lage verfolgte, ein eigenes Konzept. Seine Anordnungen zeugen von Weitsicht und Entschlußkraft. Die verschiedenen Bibliotheken Friedrichs des Großen, insgesamt rund 4.000 Bände, wurden wohl schon 1938 in Kassetten aus Stahlblech verpackt. Probeauslagerungen wurden veranlaßt, um die im Ernstfall notwendige Transportkapazität zu ermitteln. So wurde im April 1939 eine Anzahl von

Kunstgegenständen aus Schloß Charlottenburg nach Schloß Monbijou geschafft. Zunächst nahm man an, daß die Kellerräume der Schlösser genügend Schutz bieten würden, zumal die Reichshauptstadt mit einer schlagkräftigen Luftabwehr ausgestattet war. Doch das erwies sich bald als illusionär. Bereits 1940 gelang es der englischen Luftflotte, Bomben über Berlin abzuwerfen.

1941 wurden der Besichtigungs- und Museumsbetrieb eingestellt und mobile Kunstwerke soweit wie möglich ausgelagert. Die Potsdamer Kulturgüter kamen vor allem in das Depot im Babelsberger Park. Im Frühjahr 1941 wurden die Fenster und Fenstertüren des Schlosses Sanssouci und der Bildergalerie zum Schutz gegen Splitter vermauert. Dadurch war eine Belüftung kaum noch möglich, was zu einer starken Durchfeuchtung der Räume führte. Die Holzteile der Dächer wurden mit Feuerschutzmitteln imprägniert. Die Parkanlagen blieben bis Kriegsende zugänglich. **Thorsten Hinz**

Das widersprüchlichste Land der Welt

Zwischen Tradition und Moderne, Kommunismus und Globalisierung zeigt China seine vielen Gesichter / Norbert MATERN

Nach den Einschätzungen deutscher Wirtschaftsexperten - 4.000 davon allein in Shanghai - ist China das widersprüchlichste Land der Welt. Der äußerlichen Stabilität stehen enorme „soziale Verwerfungen“ gegenüber. Allein im vergangenen Jahr gab es rund 600.000 Massenproteste in der Region und in den großen Städten gegen die soziale Ungleichheit. In Shanghai wird sie besonders deutlich. Im Stadtzentrum mit seinen riesigen, architektonisch gegliederten Wohnhochhäusern kostet die Miete für eine Dreizimmerwohnung rund 5.000 Euro. Das können sich nur Ausländer oder reiche Chinesen leisten, die aus anderen Landesteilen zuziehen. Die Einheimischen, deren meist heruntergekommene Stadtbezirke - Häuser nur mit Gemeinschafts-beziehungsweise Straßentoiletten - rigoros abgerissen werden, müssen in die Randbezirke ziehen. Busfahrten zur Arbeit von Stau zu Stau machen ihnen das Leben noch schwerer. Nahrungsmittel sind im vergangenen Jahr um fast zehn Prozent teurer geworden.

halb einer Gruppe kann jeder ausreisen, sonst muß eine Einladung der Gasteltern oder der Universität vorliegen. Rückkehr ist Pflicht. Die Regierung sorgt dafür, daß sich möglichst keiner dem gewaltigen

in der Stadt“. Die Zahl der Hinrichtungen nimmt eher zu als ab. Zu verzeichnen ist eine wieder zunehmende Zensur der Medien, wovon auch die deutschen Korrespondenten einiges erzählen können. Jede Reise

Angaben der Provinzen nicht zu trauen ist - jeder Provinzfürst will der beste sein - hat ihnen Peking die Veröffentlichung ihrer Zahlen verboten. Die Bevölkerung im ländlichen Raum hat nur ein Viertel des

Die Religionsfreiheit gilt für registrierte Kirchen und Gemeinden. Konfuzius wird wieder verehrt, Buddhatempel sind wieder geöffnet, Mönche haben Bewegungsraum. Inbrünstig knien auch Jugendliche mit gefalteten Händen vor den durch Kerzen erleuchteten Buddhafiguren. Äpfel, Säfte, Reis und Brot werden zu ihren Füßen als Opfergaben abgestellt. Die katholische Nationalkirche hat großen Zuspruch. Die Kathedrale in Shanghai ist bei Gottesdiensten überfüllt. Besucht wird auch die evangelische Gemeinde. Genaue Zahlen über die Religionszugehörigkeit gibt es nicht. Zwischen zehn bis 20 Millionen Katholiken sollen in China in der Nationalkirche und papsttreu im Untergrund leben. Neue Kirchen werden gebaut. Trotzdem gilt: Die meisten Chinesen sind Atheisten. Aber auch bei ihnen gibt es Sehnsucht nach Spiritualität und verlässlichen Werten. Wichtig ist das „Streben nach Harmonie“, so wie es in den alten Tempeln, die mit Hochdruck renoviert werden, architektonisch vorgegeben ist.



Tai Chi auf einem Häuserdach in Shanghai, im Hintergrund die Skyline von Pudong: Chinas Großstädte wachsen rasant, doch bei der einhergehenden Modernisierung bleiben viele Menschen auf der Strecke. Foto: keystone

Bettler bestimmen das Straßenszenario vor allem dort, wo sich im Laufe nur eines Jahres Millionen Touristen einfinden. Händler versuchen aufdringlich, eine „Rolex“ für einen Euro, Mützen mit Aufdrucken für die Olympiade 2008 oder die Weltausstellung 2010 zu verkaufen. In der Nähe des Kaiserpalastes steht die Belegschaft eines großen Restaurants auf dem Bürgersteig und übt sich zur Freude aller Hobbyfotografen in Gymnastik. Auf bunten Tischen werden die besten Gewürze angeboten, unverpackt und damit Staub wie Fliegen preisgegeben. Brot ist inzwischen für die Chinesen kein Fremdwort mehr, Weißbrot und Kuchen werden überall angeboten. Nur die arme Bevölkerung bleibt bei ihrer Portion Reis. An der Glitzerwelt der großen Städte hat sie keinen Anteil.

chinesischen Aufbauprogramm entzieht.

China ist die drittgrößte Welthandelsnation und zugleich das größte Entwicklungsland. Die kommunistischen Regierungen haben dies geschafft: Der Hunger ist grundsätzlich beseitigt, die meisten Chinesen haben einen wenigstens bescheidenen Wohnraum und müssen in den eisigen Wintern nicht mehr frieren. Für Mao, dessen Bild oft zu sehen ist, gilt: 70 Prozent seines Wirkens seien gut gewesen, 30 Prozent schlecht. Er hat das Land vorangebracht, aber nicht verändert. „Die Ideologie des Kommunismus ist mausestod“, so ein Beobachter. Für seine kommunistischen Nachfolger gilt seit der Jahrtausendwende: Starres Festhalten an der Souveränität. Die kommunistische Partei hat offiziell nicht „abgewirtschaftet“, eine Gegenelite ist nicht in Sicht. Die Regierung bildet in Peking „eine Stadt

ins Landesinnere muß angemeldet werden. Im Gegensatz dazu steht eine zunehmende Kommerzialisierung der Medien. In Pekinger Hotelzimmern sind rund 80 Kanäle zu empfangen. Kritische Artikel werden aus ausländischen Zeitungen herausgerissen. Man rechnet damit, daß derzeit bis zu 200 chinesische Journalisten in Haft sind. Meist funktioniert aber in den Redaktionen die „Selbstkontrolle“.

Mit der streng kontrollierten Politik der Einkindfamilie ist es übrigens weitgehend vorbei. Zwei Kinder sind erlaubt. Derzeit gibt es einen jährlichen Bevölkerungszuwachs von 1,1 Prozent. Im vergangenen Jahr standen sieben Millionen Sterbefällen 19 Millionen Geburten gegenüber. Die 1,3 Milliarden Chinesen stellen somit ein Fünftel der Weltbevölkerung.

Statistiken allerdings sind mit Vorsicht zu lesen. Es gibt eine „gewaltige Datenunsicherheit“. Trotzdem arbeitet die Weltbank mit ihnen. Weil vor allen den offiziellen

Einkommens der Städte. Doch da die Wirtschaft boomt, hofft man, daß auch die ländlichen Regionen davon profitieren. Ginge es nach Kanzler Schröder, müßte auch Deutschland etwas von Chinas, wenn auch einseitigem Wachstum haben. So war er bereits sechsmal dort. Deutschland will investieren, teilhaben am „explosionsartigen Wachstum“ wie Jens-Peter Voss, Wirtschaftsreferent der deutschen Botschaft, es nennt. Dafür zahlt das hochverschuldete Deutschland pro Jahr 70 Millionen Euro Entwicklungshilfe an das Land der Sparer, denn die Chinesen sind inzwischen „Weltmeister im Sparen“. Das ist für die Alterssicherung, Eltern stellen sich rechtzeitig auf die hohen Ausbildungskosten ein. Vom Kindergarten bis zur Universität - nichts ist mehr kostenlos. Auch deshalb sind Stipendien im Ausland - ganz gleich wo - so gefragt.

Siemens gehört zu den großen deutschen Firmen im Land. Am Stadtrand von Shanghai, in der Hu Road 278, stehen die weißen Bauten der „Medical Solutions“, vor denen neben der deutschen und chinesischen auch die Siemensflagge flattert. In dem Werk werden Computertomographen für den asiatischen Markt hergestellt. Seit diesem Jahr gehören 51 Prozent des Unternehmens den Deutschen, es ist kein joint venture mehr. Unter den 300 Mitarbeitern befinden sich allerdings nur acht Deutsche. Die Belegschaft ist jung, es gibt

Dreijahresverträge und ein Monatseinkommen von ungerechnet 200 Euro. Zehn Tage Urlaub sind Gesetz, Siemens gibt sogar 15, doch Krankentage werden zum Teil vom Urlaub abgezogen.

Ausländische Firmen, die hochwillkommen sind, zahlen die ersten drei Jahre keine Einkommensteuer, dann zwei Jahre lang nur 30 Prozent. Arbeitslose gibt es laut offziellem Sprachgebrauch nicht, statt dessen auf „Arbeit Wartende“. Die aber machen nach offiziellen Zahlen 4,2 Prozent der Bevölkerung aus.

**Für Mao gilt:
70 Prozent seines Wirkens
sind gut gewesen**

Dem Elend der manchmal verammelten oder unheilbar erkrankten Bettler stehen die Studenten gegenüber, die mit Büchern und Zeitungen unter dem Arm zu ihren Hochschulen eilen. Nur noch die wenigsten benutzen das Fahrrad. Chinas Jugend steht inzwischen auch das westliche Ausland offen. 50.000 studieren in den USA, 30.000 in Deutschland. Inner-

der Fünfminutenvorwölft. Ersetzt man dann noch Emma durch die Magnetschwebbahn Transrapid, ist man tatsächlich mitten in der Gegenwart! Auch der Transrapid fand bei uns keinen Platz. Er mußte daher nach China ausweichen. Dorthin würde Gerhard der Fünfminutenvorwölft am liebsten schon wieder Waffen liefern. Fehlt eigentlich nur noch Tur-Tur, der Scheinriese. Mit einem Scheinriesen wäre die Inszenierung der Berliner Puppenkiste tatsächlich komplett.

Doch fehlt Tur-Tur wirklich? Haben wir nicht auch einen veritablen Scheinriesen? Und das sogar mitten unter uns? Qualifiziertester Kandidat für die Rolle des Scheinriesen ist unser allseits beliebter Außenminister Joschka Fischer. Ein Mann, der neben einer Taxi-Lizenz keinerlei Zeugnis vorweisen kann. Weder eines der Reife noch ein anderes. Und das in Deutschland, wo

jeder Fischer vom Ufer weg sofort verhaftet wird, wenn er keinen Angelschein besitzt. Trotzdem oder gerade deswegen war Joschka Fischer bis vor kurzem beliebtester Politiker zwischen Flensburg und Oberammergau. Er kam buchstäblich aus dem Nichts. In Amerika wird man vom Tellerwäscher zum Millionär. In Deutschland vom Steinerwerfer zum Politiker. Ob er mit seiner bislang nur in Teilen beleuchteten Historie auch in Amerika im State Department säße, ist mehr als fraglich. Doch keiner kann so betroffen gucken und mit ernster Stimme die leeren Worthülsen dreschen. Ein typischer deutscher Werdegang. Viele Bürger haben ihn gerade für diesen erstaunlichen Aufstieg bewundert. Seine JoJo-Karriere „vom wandelnden Faß zum laufenden Asketen“ und zurück zum Faß können viele Menschen nachempfinden. Wer erinnert sich nicht an das Bild nach der Flutkatastrophe in Südost-

asien? Da sah er aus wie das Fleisch gewordene Gummimännchen einer großen französischen Reifenfirma. Das schaut aber nicht so betroffen.

Wofür steht der Grüne Fischer heute? Insbesondere nach den Kriegseinsätzen auf dem Balkan und am Hindukusch? Zu den Waffen für China hört man von ihm windelweich, er sei „skeptischer“. Jetzt stellt sich heraus, daß er politisch sehr zielgenau agieren kann. Für einen Vortrag bei Medien- und PR-Profi Hunzinger ließ er sich derzeitig nicht etwa 20.000 D-Mark zahlen. Nein, 19.999 D-Mark sollten es sein. Damit mußte das Geld nämlich nicht als Parteispende angegeben werden. Es fehlte genau eine D-Mark zur Deklarationsgrenze. Das gilt in Deutschland inzwischen offenbar parteiübergreifend als „politisch korrekt“. Die Grünen sind mit ihrem Scheinriesen Fischer inmitten der verfilzten deutschen

Parteienlandschaft angekommen. Politisch sehr zielgenau! Seine aktive Rolle im Visa-Skandal mußte er inzwischen eingestehen. Er habe persönlich Fehler gemacht und bekenne sich zu seiner „Minister-Verantwortung“. Unter Verantwortung versteht man jedoch eigentlich die Bereitschaft, bzw. Pflicht, die Folgen für eigene oder fremde Handlungen zu tragen. Früher trat ein Minister nach persönlichen Fehlern zurück. Joschka Fischer definiert mit seinem Aussichtsversuch politische Verantwortung neu. Der Scheinriese trägt auch die Verantwortung offensichtlich nur scheinbar. Er spricht über sie, trägt sie aber nicht wirklich! Da trifft es sich gut, daß er Außenminister ist.

Der Scheinriese Fischer wächst mit der Distanz zum Betrachter. Je weiter er sich entfernt, desto größer erscheint er. Kein Wunder also, daß man ihn mitten unter uns einfach übersieht. **Hans-Joachim Selenz**

Wie Joschka, der Scheinriese, Lummerland Kummer macht

Wer erinnert sich nicht an Jim Knopf und Lukas, den Lokomotivführer. Ihre Insel hieß Lummerland. Sie hatte zwei Berge. Regiert wurde das Eiland von König Alfons dem Viertelvorwölft. Jim Knopf, Lukas und Emma, die Lokomotive, mußten die Insel aus Platzgründen verlassen. Ihr Weg führt sie nach China. Dort trafen sie Tur-Tur, den Scheinriesen. Der war zwar real so groß wie jede andere Figur. Wenn man sich von ihm entfernte, schien er allerdings größer zu werden. Die Geschichte schrieb Michael Ende. Inszeniert wurde sie - mit Marionetten - von der Augsburger Puppenkiste.

Die Parallelen zur Gegenwart verblüffen. Mal abgesehen davon, daß nicht immer klar ist, wer bei der Berliner Puppenkiste die Fäden zieht. Man ersetze lediglich Lummerland durch Deutschland. Legitimer Nachfolger von König Alfons dem Viertelvorwölft ist Gerhard

Die Partei ist tot, Gott triumphiert

In Rußland steigt die Zahl der Gläubigen Jahrzehnte nach ihrer Verfolgung durch Stalin wieder an (Teil II) / Von Ulrich SCHACHT

Einer der Klosterbewohner, den ich treffe, ist Vater Sawwa. Ein Mönchspriester, der seit seinem 18. Geburtstag hier lebt. Heute ist er 31 Jahre alt. Vater Sawwa stammt aus Lipetsk in Zentralrußland. Seine Berufung zum Priester in der 80er Jahren empfindet er nach wie vor als „unfaßbares Geheimnis, das rasend schnell über ihn gekommen“ sei „und plötzlich alles verändert“ habe. Für seine Familie und die Freunde, damals eher ungläubig, sei es ein Schock gewesen, dennoch habe ihn niemand an seinem Weg hindern wollen. Heute gehe die Familie selbst in die Kirche. Nach Priesterseminar und theologischer Akademie wurde er 1998 Klostermönch; 1999 erhielt er die Mönchsweihe. Er gehört damit dem „schwarzen“ Klerus an, im Unterschied zum „weißen“. Für Vater Sawwa, bedeutet das, daß er in der Hierarchie aufsteigen kann, die anderen dürfen „nur“ heiraten, auch sie sind auf dem Klostergelände zu finden, meist erkennt man sie daran, daß sie ein Kleinkind im Wagen vor sich her durch den Schnee schieben.

Auf meine Frage, wie er das Wiedererwachen seiner Kirche einschätze, unterscheidet Vater Sawwa zwischen dem äußeren Bild dieses Prozesses, zu dem der Wiederaufbau völlig verschwundener Kirchen ebenso gehöre wie die Rückgabe beschlagnahmter und zweckentfremdeter Kloster- und Akademiegebäude sowie der fundamentalen Tatsache, daß keine Verfolgung mehr stattfindet. Andererseits sei aber gerade die lange und harte Verfolgung ein Faktor, der es schwer mache, die dadurch entstandenen Lücken zu füllen: „Die Traditionen sind versickert. Viele von denen, die neu zu uns kommen, verstehen den Kern des Glaubens nicht mehr. Der Kern ist, daß die Kirche dem Menschen hilft, zwischen gut und böse zu unterscheiden.“

Was tut ein Priester für die Kirche? Die klare Antwort: „Ununterbrochen Dienst: Gottesdienste zelebrieren, Beichte abnehmen, beten. Das Gebet ist die Hauptaufgabe. Gott öffnet die Augen im Gebet radikal, und deshalb spürt und sieht der Mönch die Tragödie der Welt viel intensiver. Sein Gebet ist Hilfe für die Welt. Die Welt existiert nur durch die Gebete der Mönche – des-

halb geht sie auch nicht unter. Aber das kann der Mönch nur, weil er sich von der Welt zurückzieht. Wenn ein Mönch zuviel Zeit und Kraft in äußere Ereignisse investiert, dann ist die notwendige Reinheit des Gebets nicht mehr gegeben.“

Die Priester im heutigen Rußland zelebrieren ihre Gottesdienste nicht mehr vor kleinen Gemeinden, die primär aus alten Mütter-

Kraft der Ikone verschmelzen wie jene Frau in der Neuen Kathedrale des Donskoi-Klosters, deren Gesicht mir verborgen blieb und das dennoch bewies: Die Ikone gibt nicht den subjektiven Eindruck dieser Welt wider, sie ist Ausdruck einer transrealen Welt, der Wirklichkeit Gottes. Diese transreale Welt ist in Rußland zurückgekehrt in die geschichtliche, aus der sie endgültig vertrieben werden sollte.

der für einige Jahre Moskaus größtes Schwimmbad wurde. Später schüttete man es zu, über den gigantischen Platz fegten die eisigen Winterwinde, von einer Kirche größten Ausmaßes keine Spur, als hätten Tataren sie niedergebrannt, bis tief ins Erdinnere.

Mitte der 90er Jahre aber begann das Wunder der Wiederauferstehung der Christi-Erlöser-Kirche. Er-

grund der stalinschen Baugrube hat es ermöglicht, unter der Erlöser-Kirche eine zweite, eine Art Katakombenkirche zu errichten, dazu einen Kongreßsaal und ein Museum. In ihm kann man Fotografien und Dokumente zur Zerstörungsgeschichte ebenso finden wie die hybriden Baupläne und Zeichnungen des nie verwirklichten Sowjetpalastes. Aber auch Schutzhelme und Werkzeuge der Erbauer der neuen Erlöser-Kirche.

Was sechs Jahrzehnte aus Stadtbild und Bewußtsein getilgt schien, ist nach nur fünf Jahren Arbeit von Maurern, Betoniers, Marmorexperten, Architekten, Ikonenmalern und Mosaiklegern, Goldschmiedern und Glockengießern in alter, ja verdoppelte Pracht ans Licht zurückgeholt worden.

Und als deutscher Betrachter der seelenerhebenden Szenerie kommt einem sogleich das unwürdige Schauspiel zu Bewußtsein, das bislang den Wiederaufbau des Berliner Stadtschlösses verhindert hat. Es könnte jedenfalls kein überzeugenderes Symbol für die Wiederauferstehung der orthodoxen Kirche Rußlands geben als diese Kathedrale, in der sich an hohen kirchlichen Feiertagen der Patriarch Rußlands Seite an Seite mit den Präsidenten Rußlands zu gemeinsamer Feier des Gottesdienstes versammelt.

Der Mann, der solche Bilder für Rußland ein für allemal verhindern wollte, liegt nicht weit entfernt davon in seinem Mausoleum am Roten Platz – einbalsamiert und zu besichtigen wie ein Museumsgegenstand.

Als ich die schwarzen Treppen des schwarzen Totentempels hinabschritt, wurde ich das Gefühl nicht los, den Hades zu betreten, die Unterwelt aller Menschen-Geschichte. Stumm standen Soldaten an den Wänden, bis ich ins Zentrum vorgedrungen war und ihn endlich sah: den „Tartar, rot von Haaren“, wie Marina Zwetajewa einst dichtete, in seinem gläsernen Sarg, in rötlich glimmendes Licht gehüllt. Wenn der Diabolos, der Durcheinanderwerfer, wie die Griechen ihn nannten, ein Gesicht hat, dachte ich: Hier wäre es zu finden! Und so erst gewönne der düstere Ort einen Sinn. ■



„Unfaßbares Geheimnis, das rasend schnell“ über ihn kam: Vater Sawwa arbeitet im Refektorium des Sejus-Klosters bei Moskau. Der 31jährige Mönchspriester aus Zentralrußland fühlte sich schon als Minderjähriger zu Gott berufen. Seit seinem 18. Geburtstag lebt und arbeitet er nun für die russisch-orthodoxe Kirche und natürlich für Gott.

Foto: Schacht

chen bestehen. Die Kirchen sind voll, auch an den Tagen, da ich sie in Moskau betrete, mitten in der Woche und am hellichten Tag. Junge und Alte, Männer und Frauen, ganze Schulklassen strömen in Gotteshäuser, die einst als Kinos mißbraucht wurden, als Lagerhallen, Schwimmbäder, Atheismus-Museen oder ganz verschwunden waren. Nun stehen sie wieder in alter Pracht, als ob nichts gewesen wäre. Ein Kommen und Gehen herrscht in ihnen, geduldige Schlangen vor berühmten Ikonen, Sarkophagen und Reliquienschreinen. Stundenlange liturgische Gesänge von Priestern und Nonnen, Weihrauch, warmes Licht von zahllosen Kerzen durchflutet die Gewölbe, reflektiert auf dem Gold der Wände, Säulen und Bilder, dazwischen Gläubige, die mit immer tieferen Verbeugungen das Kreuz schlagen, Gebete murmeln oder fast körperlich mit der geistlichen

Daß die Geschichte von ihm und niemandem sonst gemacht wird, wollte Lenins Nachfolger Stalin im Jahre 1931 auch an der Christi-Erlöser-Kathedrale beweisen. Die mächtige Kirche, südwestlich vom Kreml gelegen, war zwischen 1839 und 1883 aus Dankbarkeit für die Errettung Moskaus vor Napoleon gebaut worden und mit 103 Meter Kuppelhöhe das seinerzeit höchste Gebäude der Stadt. Die Grundfläche von 9.000 Quadratmetern konnte mehr als 10.000 Gläubige fassen.

Stalin befahl, wie zuvor schon so oft, den Abriß auch dieses Gotteshauses und die Errichtung eines gigantischen Sowjetpalastes von über 300 Metern Höhe. Von dort aus sollte sich schließlich eine 100 Meter hohe Lenin-Statue in den Himmel erheben und den atheistische Triumph vollenden. Doch dann wurde das Projekt eingestellt und zurück blieb eine gewaltige Baugrube, aus

möglicht durch private Spenden und staatliche Gelder, wurde die Kirche, wie so viele andere zerstörte auch, originalgetreu wiedererrichtet und im Jahre 2000 unter Anwesenheit von Staats- und Kirchenführung durch Patriarch Aleksij II. geweiht, der seit den 80er Jahren wieder im Danilow-Kloster seinen Amtssitz hat, das in der Ära der Kommunisten unter anderem auch als Gefängnis diente. Heute bewachen Kosaken das Kloster und Rußlands höchsten Geistlichen. Vor seinem Amtssitz weht neben der Nationalflagge, der russischen Trikolore, auch eine Fahne mit dem Bild des Heiligen St. Georgs, jenes Ritters, der der Legende nach mit seiner Lanze vom Pferd herab das Böse in Drachengestalt durchbohrte.

Doch der staunende Besucher stößt, wenn er die Christi-Erlöser-Kathedrale betritt, nicht nur auf eine Kirche an diesem Platz: Der Ab-

Leserreise: Schienenkreuzfahrt nach Masuren, Königsberg und Danzig

Posen - Thorn - Masuren - Königsberg - Rauschen - Cranz - Danzig - Marienburg - Rundreise im Sonderzug

schon ab € 1.190,- p.P.



Auf der Schienenkreuzfahrt zeigen wir Ihnen Sehenswürdigkeiten und Höhepunkte in Ostpreußen und an der Danziger Bucht. Der Sonderzug ist ausschließlich für Teilnehmer dieser Reise reserviert. Man muß unterwegs nicht umsteigen und an den Grenzen werden unnötige Wartezeiten vermieden.

Der Komfort der 1. Klasse-Wagen gewährleistet ein angenehmes Reise und im Speisewagen sorgt ein freundliches Team für Ihr leibliches Wohl.

Von Köln fährt der Sonderzug über Hannover und Berlin in Richtung Posen, nach Thorn und Königsberg bis nach Danzig. Besuchen Sie historische Altstädte, trutzige Burgen und die gut erhaltenen, besonderen Backsteinkirchen: Genießen Sie die Fahrt durch das landschaftlich wunderschöne Masuren und das verträumte Ermland.

REISETERMINE:

15. JUNI – 21. JUNI 2005 ab/bis
Köln, Duisburg, Essen, Dortmund, Bielefeld, Hannover, Berlin

und 12. JULI – 18. JULI 2005 ab/bis
Bremen, Hamburg, Berlin

Eingeschlossene Leistungen:

u.a. Fahrt im Sonderzug in 1. Klasse-Wagen
6 Übernachtungen in Hotels der Mittelklasse in Zimmern mit Dusche/WC • Halbpension • Ausflüge laut Programm
Visumgebühr für Russland • Reiseversicherungspaket
Örtliche deutschsprachige Reiseleitung
Verlags-Reisebegleitung

Informationen und Buchung unserer Leserreise bei:

FIRST REISEBÜRO
Axel-Springer-Platz 1 • 20350 Hamburg
Telefon 040 / 32 027 121
Fax 040 / 32 027 120



Moment mal:

Warum Otto Schily Graffiti-Schmierer jagt

Von Klaus Rainer RÖHL

Immer, wenn man die Zeitung aufschlägt oder abends Wickert sieht, weiß man, daß die rot-grüne Regierung was tut: Lehrstellen vermehren, Arbeitsplätze erhalten, Kündigungen verhindern, Islam-Terroristen abschieben, Gaspreise bremsen, Strompreis wenig erhöhen, Lebensmittel streng überprüfen, Schweine vor Transportschäden schützen und Menschen vor Gen-Mais, Nahrungsmittel besser kennzeichnen, Rußfilter gegen Feinstaub! Jetzt sogar: Graffiti-Schmierer jagen! Mit Bundesgrenzschutz-Hubschrauber und Nachtsichtgerät. Die tun was! Sollen die Leute denken.

Bisher tat niemand etwas gegen Graffiti. Schon gar nicht die rot-grüne Koalition. Die Schmierereien an Häuserwänden, auf Bahnhöfen sowie in U- und S-Bahnen, deren Beseitigung allein in Berlin 50 Millionen Euro im Jahr kostet, wurden als Dumme-Jungen-Streiche von vorwiegend Jugendlichen verharmlost, die man auch irgendwie „verstehen“ und mit denen man leben müsse. Muß man das? Gegen eine Neuformulierung des Strafrechts konnte sich die regierende SPD bisher erfolgreich wehren. Die Grünen und die in Berlin mitregierenden Erben der SED (PDS) lehnen eine Strafrechtsänderung entschieden ab. Ein Gesetzentwurf gegen Schmierereien liegt seit 1962 vor. Nichts. Statt dessen diskutierte man eine Zeitlang sogar in seriösen Feuilletons und in einschlägigen Fernsehsendungen, ob die Zerstörungswut von ein paar jugendlichen Banden nicht eigentlich Kunst sei – wer dachte da nicht an Joseph Beuys und seine Aktionskunst. Das Wort Schmierer war jedenfalls tabu. Es gab „Nazi-Schmierereien“ (Merke: Autonome und Antifas schmierern nie!) Doch das Besudeln von Häusern und Denkmälern mit Ölfarbe hieß „Sprayen“ und galt als eine Art von Kunst, ausgeführt von der „Sprayer-Szene“.

Aber Sprayen ist keine Kunst: Wie auch das Schlagen oder Erschlagen von Menschen, das Anzünden von

Häusern keine Kunst ist. Sondern pure Zerstörungslust. Der Drang, immer wieder, auch unter großen Schwierigkeiten und lebensgefährlichen Kletterpartien, solche Beschädigungen anzurichten, ist eine Sucht. Wegen des Suchtcharakters der Zerstörungslust und der Herkunft der Täter (viele stammen aus bürgerlichen, sogenannten geordneten Verhältnissen) konnten psychologisch gebildete Verteidiger des Sprayens sogar auf mildernde Umstände plädieren. Taten sie auch.

Bisher galt diese Art der Zerstörung als Kunst

Diese unheimliche, eigentlich unerklärliche Zerstörungslust hat eine Geschichte. 1967 und 1968 erprobt an Häusern und Eigentum der Eltern-Generation, verselbständigte sie sich bald darauf zu einer ungehemmten Lust am analen Rumschmierern. Die Kinder der 68er sollten in einigen linken „Kinderläden“ sogar lernen, im eigenen Kot herumzurutschen und die Wände damit zu beklieren. Weil das zu lästig wurde, ließ man die Kleinkinder ersatzweise mit Marmelade und Nutella „malen“. Später schmierten sie mit Farben aus der Spraydose herum. „Alles putt machen!“ hatten sie im Kindertheater und in der Kommune gelernt.

Vor 30 Jahren waren die erstmals auftretenden – und regelmäßig straflos ausgehenden – Jugendlichen noch naiv. Man fiel während der Nachtfahrten der S-Bahn über die Abteile her, schlitzte die Polster der Sitzbänke auf, zerschlug die Scheiben und verklebte die Schilder über Notausgängen sowie Feuerschutz- und andere Sicherheitshinweise. Die Bundesbahn brachte alle zerstörten Waggons ins Depot und reparierte die Polster, säuberte die Fenster und Türen, das kostete viel Geld und schaff-

te, wenn man so will, auch Arbeitsplätze. Nach einigen Jahren hörten diese Aktivitäten auf. Bald trat, ermuntert durch die Straffreiheit, eine neue Generation von Klecksern und Schmierern auf. Wenn man heute, im Frühjahr 2005 mit einer U- oder S-Bahn durch Berlin fährt, sieht man die Umgebung nur undeutlich, wie hinter Milchglas vorbeigleiten, weil alle Fenster von riesigen, etwa 5 Zentimeter breiten Kratzspuren bedeckt sind, einer neuen Art von Graffiti: Scratching heißt die neue „Kunstrichtung“. Die mit einer Art Stahlbürste eingeritzten Schnörkel und TAGs (Namenskürzel) können weder abgewaschen noch mit chemischen Mitteln entfernt werden. Es bleibt den U- und S-Bahnbetreibern nur die Wahl, sämtliche (!) Scheiben ihres ganzen Wagenparks für viele Millionen Euro zu ersetzen oder – und das ist die schlimmste Folge – die Verunstaltung einfach hinzunehmen. Wie alles, was in diesen Jahren der rot-grünen Koalition in unserem Land geschieht. Die Achseln zucken und wegschauen. Eine Bürgertugend ist das nicht. Man gibt den Widerstand auf, nimmt keine Notiz mehr von der Zerstörungswut und tut nichts. Diese Lösung scheint aus Kostengründen in einigen Großstädten die letzte Weisheit der Behörden zu sein.

Die andere Lösung heißt Null-Toleranz. Null-Toleranz gegen Schmierer ist möglich bei Null-Akzeptanz unter den Bewohnern des Ortes, unter Führung eines energischen Polizeichefs, wie in Münster. Dort sank die Zahl der Schmierereien um 30 Prozent. Ebenso in Österreich. Das Mittel wurde in New York erprobt. Die Idee ist einfach: Die Täter werden mit allen modernen Fahndungsmitteln gesucht und gefaßt. Sie müssen unmittelbar danach oder am Wochenende die Wände von Graffiti reinigen. Freiwillig. Wollen sie das nicht, folgt ein Gerichtsverfahren, bei Wiederholung drohen Jugendstrafe und Zahlung der Kosten, Rechnung an die Eltern. Die Reinigung der Häuserwände ist mühsam. Je nach ver-

wendeter Farbe dauert das lange. Richtig sauber wird die Wand nie. Richtig sauber werden auch die 2.000 Jahre alten Sarkophage vor dem römisch-germanischen Museum in Köln, die Statuen in den Parks von Berlin, die Jugendstilgebäude in Bad Nauheim, mit immensen Kosten aufwendig restauriert und in einer einzigen Nacht besudelt von hirnlosen Halbstarcken, nie.

Der Schaden fängt im Kopf an. Nicht künstlerischer Ausdruck, Zerstörung ist das Ziel. Die Kosten gehen in die Millionen. Der seelische Schaden für die ganze Gesellschaft – für die Alten und die Jungen – ist nicht meßbar. Nicht die unmündigen, vom Schicksal benachteiligten Rowdies, sondern ihre Verharmlosung in den Medien ist daran schuld, daß die heute heranwachsenden Kinder bereits gleichgültig durch flächendeckend verunstaltete Städte gehen. Sie

Kurz vor den Wahlen in NRW greift Rot-Grün nach jedem Rettungsanker

kennen ja keine anderen Städte. Nicht zerkratzte S-Bahnfenster, nicht besudelte Denkmäler und Parks sehen die Jungen, nach 1990 Geborenen in ihrem ganzen Leben nicht. Muß das sein? Nein.

Szenenwechsel. Einen Monat vor der Wahl in Nordrhein-Westfalen. Plötzlich erscheint auch der Innenminister von NRW auf dem Anti-Graffiti-Kongreß in Berlin und beklagt die Zerstörung der Städte. Und Otto Schily läßt schon mal probeweise den Bundesgrenzschutz jagd auf Graffiti-Schmierer machen. Bild darf exklusiv mit dabei sein. Das Fernsehen am nächsten Tag.

Warum nicht gleich so? Weil die Politiker von Rot-Grün langsam nervös werden, weil sich herumgespro-

chen hat, daß diese Leute vor der Pleite stehen, daß die wirkliche, nicht geschönte Arbeitslosenzahl, laut Welt, bei 6.500.000 liegt. Bereits jeder dritte Deutsche fordert laut Infratest Dimap Fischers Rücktritt. Offenbar befürchten die rot-grünen Laienspieler in Berlin, daß die Bevölkerung das Ganze satt hat und ihnen schon am 22. Mai, bei der Wahl in Nordrhein-Westfalen den Laufpaß gibt. Da gibt man sich forsch, wo es nichts kostet. Ein paar Gesetzentwürfe gegen den internationalen Terror. Für 2008 Pläne für neue Ausweise, für später mal. Ein paar Verhaftungen von Islam-Terroristen. Ein paar Ausweisungen von Schwerkriminellen wie Kaplan. Ein paar verspätete Maßnahmen gegen den Mißbrauch der Visa-Regelung. Da lachen ja die Zuhälter, die samt den aus dem Osten hierher verschleppten Frauen längst in deutschen Großstädten etabliert sind.

Die viel zu lange aufgeschobene Einführung von Rußfiltern für Dieselfahrzeuge. Feinstaub. Ein neues Wort für eine alte Sache. Feinstaub in der Lunge und Nebel im Gehirn. Bezahlen muß die Autoindustrie – also der Verbraucher. Die Kontrolle der Gas-Preise. Die Erhöhung der Strompreise. Die Subvention der Windenergie durch die Stromerzeuger, also die Verbraucher. Nun der Feldzug gegen die Schmierer. Es werden noch mehr Feldzüge bis zum 22. Mai verkündet werden, die natürlich nichts kosten dürfen. Man steht schließlich vor der Pleite. Nützen wird es nichts. Neue Schulden kurz vor der Wahl sind nur noch Konkursverschleppung. Nicht mal eine neue Flutkatastrophe, bei der der Kanzler als Retter auftritt, oder ein neuer Nahostkrieg, von dem er sich wohlfeil distanzieren kann, können Schröder noch retten. Allenfalls noch Angela Merkel. Ähbbahmung!!!

Mehr über Graffiti und anderen rot-grünen Unfug in K. R. Röhl's neuem Buch „Deutsche Tabus – Ungefragte Antworten“, Universitas, 210 Seiten, 16,80 Euro

DEUTSCHLANDS BESTE SEITEN

- Informationen, die Hintergründe aufzeigen.
- Themen, die Sie woanders nicht lesen.
- Kommentare, die aussprechen, was andere verschweigen.

Sie abonnieren die Preußische Allgemeine Zeitung und wir schenken Ihnen eine dieser exklusiven, gefütterten Wetterjacken mit dem Elchwappen.

GRATIS für Sie: Unser Geschenk.

Gefütterte Wetterjacke in rot, grün, blau, schwarz
 Material: 100 % Nylon.
 Futter 100 % Baumwolle, Single Jersey.
 Durchgehender Reißverschluß.
 Abgedeckte Druckknopfleiste.
 Kapuze im Kragen.
 Elastischer Armschluß.
 Zwei Außentaschen, eine Innentasche.
 Windfänger am Armausschnitt.
 Edel gesticktes Elchwappen.

A N T W O R T C O U P O N

Einfach absenden an: Ja, ich abonniere für mind. 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung bargeldlos durch Bankeinzug gegen Rechnung

Preußische Allgemeine Zeitung
 Parkallee 84/86
 20144 Hamburg
 oder am schnellsten per SERVICE-TELEFON bestellen
 Telefon: 040/41 40 08 42
 Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Name / Vorname: _____
 Straße / Nr.: _____
 PLZ / Ort: _____
 Telefon: _____

Farben: rot grün blau schwarz
 Größe: M L XL XXL
 Wappenfarbe: schwarz silber (Gewünschtes bitte ankreuzen!)

Kontonummer: _____
 Bankleitzahl: _____
 Geldinstitut: _____

Datum, Unterschrift _____

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung ab der nächsten erreichbaren Ausgabe. Anschließend erhalte ich die Preußische Allgemeine Zeitung für 1 Jahr für z. Zt. nur EUR 90,60 im Jahr (inkl. Versandkosten) und bekomme die Wetterjacke wie angekreuzt. Der Versand des Geschenks erfolgt nach der 1. Zahlung.

Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Außerdem werden Sie mit dieser Bestellung förderndes Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen e.V. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

Institution mit Tradition

Das »Preußische Wörterbuch« erhält den Kulturpreis für Wissenschaft

Auf dem Deutschlandtreffen der Ostpreußen am 21./22. Mai in Berlin werden die diesjährigen Kulturpreise der Landsmannschaft Ostpreußen verliehen. Der Kulturpreis für Wissenschaft geht 2005 an das „Preußische Wörterbuch“, eine Institution mit langer Tradition. Was aber verbirgt sich hinter dem Begriff „Preußisches Wörterbuch“? PAZ-Redakteurin Silke Osman sprach mit Reinhard Goltz, der in der Nachfolge von Erhard Riemann und Ulrich Tolksdorf die Herausgabe übernommen hat, über die Arbeit der Wissenschaftler und die Bedeutung der Mundartforschung in unserer Zeit:

Im Jahr 2000 endete die Lieferung des „Preußischen Wörterbuchs“ mit dem Stichwort „Zylinderputzer“, dennoch kommen noch heute neue Lieferungen auf den Markt. Können Sie dieses dem Laien erklären?

Goltz: Ja, bei den Ost- und Westpreußen ist die Sprache bei Z eben noch nicht zu Ende. Zunächst war es aber für alle Mitarbeiter ein erhebendes Gefühl, ein großes Wörterbuch zum Ende des Alphabets zu führen. Aber wir alle wußten, daß der erste Band (A bis Fe) noch ausstand.

Unter Mundartforschern kursiert der Begriff vom „abgerissenen Fingernagel“. Dabei handelt es sich doch gewiß nicht um einen schmerzhaften Unfall?

Goltz: Als 1974 mit dem Schreiben des „Preußischen Wörterbuchs“ begonnen wurde, hat man sich für einen ungewöhnlichen Weg entschieden: Man fing mit Band 2 an. Die Ursache liegt in der Geschichte. Vor dem Krieg hatte Walther Ziesemer in Königsberg ein Preußisches Wörterbuch bearbeitet. Der erste Band war 1939 fertig, bis 1944 kamen dann noch mehrere Lieferungen heraus. Die letzte reißt mitten im Stichwort „Fingernagel“ ab. Das gesamte Archiv des „alten“ Wörterbuchs ging bei der Evakuierung verloren, so daß nach dem Krieg der Bestand völlig neu aufgebaut werden mußte.

Haben Sie noch selbst Gewährsleute befragt oder konnten Sie auf vorhandene Stichworte zurückgreifen?

Goltz: Ich selbst gehöre ja bereits zur dritten Generation der Bearbeiter. Die Arbeit erfolgte aus dem Archiv mit gut zwei Millio-

nen Zetteln, mit Büchern, Fotos, Tonaufnahmen und so weiter. Seit Mitte der 90er Jahre habe ich allerdings eng mit dem Bielefelder Arbeitskreis „Ostpreußisch Platt“ zusammengearbeitet. So konnten viele biographische Texte im unverkennbaren ostpreußischen Platt aufgezeichnet und für die Nachwelt dokumentiert werden. Mir hat dieser Teil meiner Arbeit immer besonders viel Freude gemacht.

Viele Anfragen kommen auch von Historikern und Volkskundlern aus Polen und Rußland

Der Hauptteil der Arbeit ist beendet. Was wird jetzt aus der sicher umfangreichen Sammlung?

Goltz: Wir hätten gern in Kiel eine Arbeitsstelle erhalten, in der kompetente Mitarbeiter auch weiterhin Fragen hätten beantworten können. Doch leider sind wir aus der Finanzierung herausgefallen, die Arbeitsstelle wurde mittlerweile aufgelöst. Die wertvollen Materialien lagern nun beim „Deutschen Sprachatlas“ in

Marburg, wo sie für die Forschung weiterhin zur Verfügung stehen.

Wie sehen Sie die besondere Bedeutung der Sammlung von mundartlichen Ausdrücken 60 Jahre nach Flucht und Vertreibung?

Goltz: Mit der wissenschaftlichen Lexikographie kann man nur dokumentieren. Wir dokumentieren also Wörter sowie deren Bedeutung und Verwendung; daneben geben wir aber auch Einblicke in den Alltag, in Gerätschaften und deren Einzelteile, in Formen des Aberglaubens, in Wetterregeln und Erntribräuche. Die Deutschen haben ja in den letzten Jahren wieder stärker gelernt, ihre eigene Geschichte und Kultur anzunehmen. Das Interesse an unserem Wörterbuch, aber auch an unserem Archiv ist kontinuierlich gestiegen. Das gilt übrigens auch für Historiker und Volkskundler aus Polen und Rußland. Viele Anfragen kommen auch von den weltweit siedelnden Mennoniten, deren Plattdeutsch im Weichselmündungsgebiet zu Hause ist.

Ein Mundartwörterbuch gilt als kollektives Gedächtnis einer Landschaft. Gerade weil es als lebendige Sprache verklingt, ist es unverzichtbar, das ostpreußische Platt als Teil der deutschen Kultur zu dokumentieren.

Wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Mundart erforscht

Erste Sammlungen entstanden im 18. Jahrhundert

Schon 1759 gab es ein Mundartwörterbuch, das sich mit dem geographischen Raum Preußen befaßte, das „Idioticon Prussicum“ von Johann George Bock (1698–1762). Bock, der Professor für Poesie an der Königsberger Albertina war, fand Anregungen durch das schon 1743 erschienene „Hamburgische Idioticon“; erstmals aber lenkte er das Augenmerk der Sprachforscher auf den Osten des niederdeutschen Sprachraums. Ziel war es, einen Beitrag zu einem allgemeinen deutschen Wörterbuch zu leisten, auch versprach er sich großen Nutzen für die Weiterbildung der deutschen Schriftsprache und ihrer Ausdrucksmöglichkeiten. Aus dem Gedächtnis zeichnete Bock Ausdrücke auf, die er für typisch ostpreußisch hielt. Rund 600 Stichwörter waren es immerhin in wenigen Tagen. Nicht zuletzt wollte Bock damit auch Anregungen geben, weitere Ausdrücke zu sammeln.

26 Jahre später erschien ein weiteres Mundartwörterbuch, das „Preußische Wörterbuch“ von George Ernst Sigismund Hennig (1749–1809), der als Pfarrer in Tharau und an der Löbenichtischen Kirche in Königsberg wirkte. 1801 wurde Hennig zum Professor ernannt. Herausgeber des Wörterbuchs war die Königliche Deutsche Gesellschaft zu Königsberg, die 1741 von Coelestin Flottwell (1711–1759) auf Anraten Gottscheds gegründet worden war, um die deutsche Sprache von fremden, sprich französischen Einflüssen zu reinigen. Hennig wurde 1788 Präsident der Gesellschaft. Sein Wörterbuch umfaßte immerhin schon rund 3.000 Stichwörter, von denen die meisten allerdings nicht zur mundartlichen Wortschicht gehören. Das mag daran gelegen haben, daß Hennigs Gewährsleute und Mitarbeiter meist Gelehrte und (oder) Angehörige der oberen sozialen Schicht waren, nicht vom Lande stammten und die niederpreußische Mundart kaum beherrschten.

Gut 100 Jahre nach Hennig kam dann ein neues „Preußisches Wörterbuch“ heraus. 1882 bis 1884 erschien in zwei Bänden die Sammlung des Königsberger Rektors der Altstädtischen Mädchenschule Hermann Karl Frischbier (1823–1891). Der Sohn eines Maurers war vertraut mit der niederpreußischen Mundart und mit den Sitten des Volkes. Schon 1864 hatte er einen Band „Preußische Sprichwörter und volkstümliche Redensarten“ veröffentlicht; 1867 folgte eine Sammlung „Preußische Volksreime und Volksspiele“. Frischbier standen viele Helfer zur Seite, vor allem Kollegen aus dem Lehrerkreis, aber er wertete auch handschriftliche und gedruckte Quellen aus.

Als dann im Jahr 1911 die Preußische Akademie der Wissenschaften Walther Ziesemer beauftragte, ein Mundartwörterbuch für die beiden Provinzen Ost- und Westpreußen zu schaffen, war es dem Herausgeber ein besonderes Anliegen, „die Kontinuität deutscher Sprache im Nordosten von ihren Anfängen in der Ordenszeit bis in die Gegenwart aufzuzeigen“ (Riemann). Ziesemer, 1918 Professor und 1922 Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur in Königsberg, bemühte sich, „ein möglichst engmaschiges Aufnahmenetz über das ganze Untersuchungsgebiet zu legen“, betonte Erhard Riemann, der bereits während seines Studiums mit Ziesemer am Preußischen Wörterbuch zusammengearbeitete, die Fragebogen verzettelte und Wortkarten zeichnete. Von 1935 bis 1939 dann erschien der erste Band mit 13 Lieferungen im Königsberger Verlag Grafe u. Unzer; bis zum Sommer 1944 folgten neun weitere Lieferungen. Man war bis zum Stichwort „Fingernagel“ gekommen. Um das handschriftliche Wörterbucharchiv – immerhin rund eine Million Zettel – vor der heranrückenden Kriegsfurie zu retten, wurde es in 122 Kisten verpackt und auf ein Gut bei Prenzlau in der Uckermark, eine Ausweichstelle der Preußischen Akademie, verlagert. Seitdem gilt es als verschollen ...

Kameras auf die Akropolis getragen

Eine Ausstellung im Hamburger Jenisch Haus zeigt Beispiele früherer Fotografien aus der Sammlung des Museums Ludwig

Man schrieb das Jahr 1880, als sich ein Mann auf den Weg nach Griechenland machte, dessen Name vor allem eng mit Italien und der Stadt Rom verbunden war: Ferdinand Gregorovius. Der 1821 im ostpreußischen Neidenburg Geborene lebte von 1852 bis 1874 in der Ewigen Stadt, wurde schließlich gar deren Ehrenbürger. Mit seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ ist Gregorovius als Journalist, Historiker und Dichter in die Geschichte eingegangen. Nach Abschluß dieser umfangreichen Arbeit jedoch verlangte es ihn nach neuen Herausforderungen, so dachte er daran, eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges zu schreiben, ließ aber davon ab. 1880 führte ihn dann eine Reise zum ersten Mal nach Griechenland, wo er sich sogleich zu neuen Taten inspiriert fühlte. „Meine griechische Reise erlöste mich von einem Stoff, welchen aufzugreifen für mich ein tortum war“, schrieb er in seinem Tagebuch. „Ich begann zu ahnen, daß mir Hellas ein Seitenstück zum römischen Mittelalter darbieten werde.“ Über Italien nach München zurückgekehrt begann er mit einer Biographie der Athenais, der Geschichte einer byzantinischen Kaiserin (1882). Seine noch heute kurz-

weilig zu lesenden Berichte über Korfu und „Aus der Landschaft Athens“ bereiteten schließlich seine „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter“ vor, die 1889 in zwei Bänden veröffentlicht wurde. „Ich habe immer jede Arbeit von Bedeutung als ein Göttergeschenk angesehen“, sagte er einmal, „und noch ein mehreres zu verlangen, bin ich nicht berechtigt; denn meine Tage neigen sich dem Ende zu.“ – Ferdinand Gregorovius starb am 1. Mai 1891 in München.

Der Neidenburger war nicht der einzige Wortkünstler deutscher Zunge, der sich zu Griechenland hingezogen fühlte. Hölderlin jubelte 1797: „Ich liebe dies Griechenland überall.“ Und auch Geibel schwärmte 1838: „Nie habe ich so etwas Herrliches gesehn wie diese griechischen Sonnenuntergänge.“ Selbst Goethe ließ in seinem Drama „Iphigenie auf Tauris“ 1787 seine Protagonistin klagen: „Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten, und an dem Ufer steh ich lange Tage, das Land der Griechen mit der Seele suchend, und gegen meine Seufzer bringt die Welle nur dumpfe Töne brausend mir herüber ...“ – „Das Land der Griechen mit der Seele suchend“ ist denn auch

der Titel einer Ausstellung, die noch bis zum 15. Mai im Hamburger Jenisch Haus, einer Dépendance des Altonaer Museums, zu sehen ist (dienstags bis sonntags 11 bis 18 Uhr). Im Rahmen der 3. Triennale der Fotografie werden Aufnahmen aus den Jahren zwischen 1850 und 1865 gezeigt. Für seine Arbeiten hat der Historiker und Journalist Gregorovius in Archiven und Bibliotheken Unterlagen studiert, und man darf davon ausgehen, daß er auch die eine oder andere Fotografie gesehen hat.

Das 1839 erfundene Medium entdeckte schon früh das Land der Griechen

und seine historischen Reize. Wenn man bedenkt, daß eine komplette Ausrüstung damals etwa 50 Kilo-



Blick auf das Olympieion in Athen: Fotografie von James Robertson 1854 Foto: Museum Ludwig

ogramm wog, kann man vor den frühen Fotografen nur den Hut ziehen. Schnappschüsse waren mit diesen „Monstren“ nicht zu schießen. Die Fotografen mußten ihr Bild „komponieren“ und durchdenken wie ein Maler. So entstanden meist Darstellungen der allseits als Ideal der klassischen Antike verehrten Tempelruinen. Meist wählten sie die weltberühmte Akropolis in Athen, bannten Säulen und Ornamente, Skulpturen, oder was noch davon übrig war, auf die Platte. Menschen sind nur sehr selten auf diesen ersten Fotografien zu finden; sie dienen allenfalls als Staffage. Originell sind die um 1850 erfundenen Stereofotografien, die durch räumliche Tiefe verblüffen. Aber auch alte Postkarten stimmen ein auf das Thema. Sie zeigen ein Athen, das es heute so nicht mehr gibt. Die gut anderthalb Jahrhunderte alten Fotografien bieten einen Blick in die Vergangenheit der Ruinen. Viele Teile der Gebäude wurden im Lauf der Zeiten ein Opfer von Zerstörungswut oder Modernisierungswahn. Dezent positionierte Olivenzweige unterstreichen schließlich die Sehnsucht vieler Deutscher nach dem Land der Griechen. Im Jenisch Haus bekommt man einen kleinen Eindruck wie Hellas einst war. **SiS**

Wohin denn bloß?

Von Martin HOLLENDER

Wohin denn bloß? Mit einem Mann, der keine Stütze war, sondern nur Last, und zwei Kindern, und Rüdiger kam jetzt auch schon in so ein schwieriges Alter und entglitt ihr immer mehr.

Es dämmerte früh und für heute war nichts mehr zu machen. Fast überall war sie abgewiesen worden, und so etwas wie auf dem Gutshof in Derikum, das hätte es aber im Osten nie gegeben. Da stand doch dieser feiste Verwalter und schlug mit der Reitpeitsche aus, als sie und die beiden anderen Frauen nach den Kohlköpfen griffen. Um ein Haar hätte der Kerl sie an der Hand erwischt, dabei war der Kohl doch sowieso schon halb angefault. Schluß jetzt für heute. Sie hatte ein Brot, wenn man das auch kaum als Brot bezeichnen konnte, sie hatte einen Beutel voll Rüben und vier Pfund Kartoffeln. Das war nicht viel, aber sie wollte nicht klagen. Sie mußte weiter, wenn schon nicht heimwärts, dann wenigstens weiter. Aber wohin denn bloß? Rechts von ihr, hinter dem Deich, sah sie noch schwach den Rhein. Schön war der Fluß, so breit, aber die Memel blieb die Memel.

Wohin denn bloß? Sie waren hier in Neuß nichts, sie hatten nichts und niemand wollte sie. Man spürte es ja nur zu deutlich an Dr. Grigoleit, der ja ebenfalls aus Tilsit war. Der war gelitten, der saß schon mit am Tisch im „Goldenen Kessel“, weil er mit dem dicken Dr. Groote, dem das große Hafengelände gehörte, in Göttingen zusammen Jura studiert hatte. Die einen hatten Hunger und die anderen hatten Speck, aber alle kannten sich hier über drei Ecken und waren verwandt oder verschwägert oder gemeinsam in diesem sonderbaren Schützenbruderverein, der jetzt wieder zugelassen worden war von den Engländern. Und sie stand da wie eine dumme Gans, wenn man sich auf den Höfen traf beim Hamstern, und jeder, und war er auch so dumm wie die Sünde, hatte irgend etwas vorzubringen. – Der Naujoks, seinerzeit Justitiar im Sägewerk, sollte jetzt wohl auch wieder untergekommen sein, in einigermaßen leitender Position, in der Ölmühle wohl, wie ihr Frau Bosetzky, die nichts gegen die aus dem Osten hatte und bei Grootes putzte, gesteckt hatte. So einfach ging das also, wenn man was war, aber sie waren ja nichts, waren auch nie was gewesen. Andererseits ...

Immerhin war Alfred der erste aus der Familie gewesen, der auf dem Büro gearbeitet hatte, als Kontorist in der Zellstoff-Fabrik. Und auf dem Katasteramt damals, was war das für ein Theater, bis das Häuschen endlich auf Alfred überschrieben war.

Alfred Johann Schenkendorf besaß ein bebautes Grundstück in Tilsit, war das kein Grund stolz zu sein?

Ja, Schenkendorf. Auch das sollte nicht weiterhelfen. In einem Lehrershaushalt an der Nordkanalallee, wo die herrschaftlichen Häuser noch so standen wie vor dem Krieg, da hatte sie mal gefragt, im Februar, ob sie sich verdingen dürfe, sie nehme jede Arbeit an. Ein Oberlehrer war es wohl, er musterte sie von oben bis unten – „Aus dem Osten sind Sie, man hört es gleich, wie war der Name?“; und als sie Schenkendorf sagte, Else Schenkendorf, hieß es: „Verwandt mit Max von Schenkendorf, den Sie hoffentlich kennen?“ Aha, er biß also an, vielleicht hatte seine Frau ja Socken zu stopfen oder den Ofen zu reinigen oder was auch immer. Für eine Sekunde sah sie sich an einem Tisch sitzen, eine Tasse Muckefuck und ein Schmalzbrot, so wie früher. „Nein, nur ein Namensvetter und in der Heimat, in Tilsit, bin ich täglich an seinem Denkmal vorbeigekommen“ – was sollte sie auch sonst sagen? Sollte sie lügen? „Na, wenn Sie mal wieder Schenkendorf lesen, junge Frau, dann erinnern Sie sich des Satzes ‚Ich will mein Wort nicht brechen, will predigen und sprechen, vom Kaiser und vom Reich!‘ Sie wollen mich nun bitte entschuldigen, es ist kalt. Arbeit habe ich leider keine zu vergeben, denken Sie nicht, mir ginge es besser als Ihnen, nur weil mein Haus noch steht. Auf Wiedersehen.“

Während andere tauschten, mußte sie betteln gehen

Wohin denn jetzt? Die Schuhe waren zu klein, die Nähte waren gerissen, ihre Füße mittlerweile eiskalt gefroren. Ein halbes altes Maisbrot, das war bis zum Mittag alles gewesen. Und nicht vom Bauern hatte sie es, sondern von einer anderen, die unterwegs war auf die Felder hinter Weckhoven. Andere hatten ja etwas zu tauschen, ganz falsch war die eigenartige Geschichte von den Perserteppichen im Kuhstall wohl nicht. Während andere tauschten, wenn auch irrwitzig ungünstig, mußte sie betteln. Sollte man da nicht heulen? Sie hatte das doch alles nicht gewollt. Jetzt fielen alle über die Deutschen her, gerade so, als ob alle Nazis Verbrecher gewesen wären. Der Alfred jedenfalls war in der Partei gewesen, und da drehten sie ihm jetzt einen Strick draus, obwohl er doch bei Ackermann auf dem Büro nun wirklich korrekt war all die Jahre. Das hatte man jetzt davon.

Es dämmerte weiter, der Pappkoffer fiel in den Schnee, hoffentlich wurde das Brot nicht feucht. Bis nach Hause waren es noch an die sechs Kilometer. Wie tief waren sie alle gesunken, ohne auch nur einem Menschen Unrecht getan zu haben. Und

Vom Krieg zerstört: In den zerbombten Städten fanden sich nur wenig Unterkünfte für die verzweifelten Menschen.

Foto: Archiv



Alfred war ihr ja in keiner Weise eine Stütze, alles blieb an ihr allein hängen. Wenn er sich doch mal endlich um eine dauerhafte Arbeit bemühen würde, es gab doch genug, überall wurde repariert und aufgeräumt, nur an ihnen ging alles vorbei, weil Alfred nur alle Wochen mal sich aufraffte, Geld ins Haus zu bringen und bei dem Orthopäden, der ein alter Breslauer war, die Buchhaltung und die Steuern zu machen.

Dabei hatten sie nichts so nötig wie bares Geld. Sie waren doch buchstäblich mit nichts in Tilsit aufgebrochen, und die Hälfte der vier Koffer und Taschen war gefüllt mit den Fotoalben und den schönsten Stickerreien und Zeugnissen und Urkunden und den Zinnsachen, die schon längst der Bauer in Selikum für einen Korb Äpfel bekommen hatte. Sie wußte kaum, wo sie die gerahmten Fotografien der Eltern und des Hauses aufstellen sollten, sie hatten ja keine Anrichte und auch keinen Schrank, sie hatten gar nichts außer der Schlafcouch und dem Bett und dem Tisch und den Stühlen.

Und Alfred war ein ganz anderer geworden. Nach den zwei Jahren an der Front schon war er verändert, als er im Mai damals wiederkam – und alles ging ihm so zu Herzen. Aber er war ja so verschlossen geworden. Als ob sie nicht auch weinte um das Haus und das Städtchen und die Heimat, aber Alfred, für ihn war ja eine Welt zusammengebrochen. Wenn er nicht auf der Couch lag, spazierte er durch die Stadt in seinem verschlissenen letzten Anzug, den er schon auf der Flucht getragen hatte. Dann ging er durch die Straßen wie früher die feinen Herren in Tilsit am Hohen Tor und auf der Lindenstraße oder in Berlin auf dem Kurfürstendamm. Für ihn hatte alles keinen Sinn mehr, sagte er immer nur, wenn man ihn ansprach. Und wenn sie ihn zur Arbeit prügeln mußte, so ging es nicht weiter mit diesem ewigen Schlendrian. So hätte er sich in der Heimat niemals benommen, aber in der Heimat war ja so oder so alles anders gewesen. Oh Herrgott, warum nur hast Du

uns das alles angetan? Es war zum Verzweifeln. Ein Auto fuhr an ihr vorbei und spritzte sie bis hoch zu den Knien naß. Ein Armeefahrzeug, Engländer. Ob man da einmal vorstellig wurde? Vielleicht waren die Ostflüchtlingen gegenüber ja zugänglicher. Aber als Frau?

Wenn man wenigstens mal in einen evangelischen Gottesdienst gehen könnte, wenigstens das mal. Aber hier waren ja alle katholisch, nicht mal eine evangelische Kirche gab es hier. Erst in Düsseldorf war das möglich, auf die Behelfsbrücke über den Rhein hatte sie sich nicht getraut, seit sie auf dem zugefrorenen Schloßmühlenteich damals eingebrochen war. Jetzt kam man wohl nach Düsseldorf, sogar wieder mit der Straßenbahn, aber mit ihren Schuhen, den überall gestopften Wollsocken, dem fadenscheinigen Rock und dem abgestoßenen Mantel? Aber ein Gottesdienst, ach, wäre das schön. Dem Herrgott danken, daß man überhaupt noch lebte, und bitten, daß die Zeiten sich bessern würden und daß sie wieder nach Hause kämen, nach Tilsit, in ihr Haus, in ihr Bett. Mal mußte das Elend in der Heimat doch ein Ende haben. Sie war so fremd, fremd in der Fremde und fand keinen Zugang, keinen Anschluß. Schrecklich, dieser Schwebezustand. Verjagt zu sein aus der Heimat und dann doch wieder jeden Tag von neuem zu hoffen, daß alles nur ein böses Zwischenspiel war.

Zappenduster war es mittlerweile, und zu Hause, da saßen sie zu dritt und warteten auf ein Abendbrot. Wie das nur weitergehen sollte mit Rüdiger – andererseits: Alle hier stahlen Kohlen. „Fringsen“ – wenn sie das schon hörte. Das war ja eine feine Gesellschaft, in der ein Erzbischof zum Kohlenklau ermunterte. Und daß Rüdiger gar nicht einmal ableugnete, auf den schwarzen Märkten sich herumzutreiben, wo sollte das alles enden. Der Junge war doch noch keine 14.

Regen hatte eingesetzt, es war wohl knapp über der Frostgrenze.

Sie mochte nicht mehr, sie konnte nicht mehr, sie wollte nicht mehr. Andere wären längst ins Wasser gegangen, Wasser gab's ja im Rhein immerhin genug. Sie mußte ganz unwillkürlich griesen. Man mußte wohl auch einmal wieder lachen, nach vorne sehen. Sie waren ja gesund, alle vier, und es würde weitergehen, irgendwie. Man mußte nach vorne schauen, zuversichtlich sein. Am Obertor war sie jetzt vorbei, keine fünf Minuten mehr. Die Galle konnte einem hochkommen!

Im Haus brannten einige Lampen, die Stromsperre war aufgehoben, auch oben in der Dachkammer war es hell. Sie konnte nicht mehr weiter mit den aufgequollenen, eiskalten Füßen. Wie es jetzt zuhause aussehen mochte? Da saßen irgendwelche Russen und aßen von ihrem Geschirr, wahrscheinlich auch wochentags von dem guten Bunzlauer, und lagen nachts in ihren Kissens mit der Spitzenborte. „Hotel Schenkendorf“ könnte man dazu sagen, und nun mußte sie wieder griesen, aber ihre Augen wurden feucht.

Im Treppenhaus roch es nach Kohl, und als sie die Tür zur Mansarde öffnete, da war alles genauso wie morgens, als sie aufgebrochen war. Doris malte Buchstaben und Zahlen, Rüdiger war nicht zu sehen – Herrgott, wo trieb der Junge sich herum, abends nach sieben im Winter, daß Albert da auch nicht einschritt! – und Albert lag wieder wie immer auf der hochgeklappten Bettcouch und starrte an die Decke.

„Da bist du ja endlich, wann endlich gibt es etwas zu beißen?“, da war alles, was er sagte. Es war zum Davonlaufen. Sie mußten hier weg, sie mußten irgendwo anders hin, ganz neu anfangen, wenn man sie ließ, in der Heimat, und wenn man sie nicht ließ, dann ganz egal, bis nach Amerika, aber es mußte sich alles ändern. Wie sie hier hausten, so lebten ja früher die ärmsten Häusler hinter der russischen Grenze nach dem Reich nicht, so ging es nicht weiter, sie mußten fort. Aber wohin denn bloß? ■

Ein Licht am Ende des Tunnels

Von Gabriele LINS

Hallo“, fragt die Mädchenstimme und zittert ein wenig, „wer spricht da, bitte?“ – „Katholische Kirchengemeinde St. Angela – Edmund Reiser.“ – „Ja, ich ...“ Das Mädchen drückt herum, weint schließlich los. „Erzählen Sie“, sagt der Mann. „Ach, ich ... eigentlich wollte ich ...“ – „Ja?“ – „Ist dort die Telefonseelsorge?“ – „Stimmt. Kann ich Ihnen helfen?“ – Hallo, sind Sie noch da?“ – „Ja.“

„Ja ... ich ... ich wollte nur sagen – ich muß es wenigstens einem sagen ... ich werde jetzt Schlaftabletten

nehmen. Hab' sie alle gesammelt ...“ – „Darf ich fragen, wie Sie heißen?“ – „Sandra.“ – „Sandra, ich kann Sie nicht daran hindern. Aber erzählen Sie mir erst, warum Sie so einfach aus dem Leben gehen wollen.“ – „Ich bin querschnittgelähmt. Bin vom Pferd gestürzt – schon vor zwei Jahren. Seitdem sitze ich im Rollstuhl ...“

„Sandra, ich kann das gut verstehen. Nur – wenn alle sterben wollten, die behindert sind – es gibt so viele.“ – „Ich halte es nicht mehr aus. Das Mitleid der Leute. Ich stand gestern an der Bushaltestelle, dachte

bei mir, ob vielleicht jemand hilft. Da wirft mir eine Frau zwei Euro in den Schoß. ‚Hier, Kleine!‘ ... Ich kann einfach nicht mehr!“ – „Sandra, sagen Sie mir Ihr Alter?“ – „Ich bin 20 Jahre alt.“

„Hören Sie, Sandra, wollen Sie mir einen Gefallen tun? Warten Sie mit dem Sterben, wenigstens bis morgen. Einfach mir zuliebe. Rufen Sie mich morgen wieder an, um die gleiche Zeit. Ich lasse mir alles durch den Kopf gehen. Vielleicht weiß ich dann Rat. Bitte, Sandra!“ – „Ja ... ich weiß nicht ...“

„Hallo, ist dort Edmund?“ – „Sandra, freu' mich, Sie zu hören. Wie geht es Ihnen heute?“ – „Edmund, ich ... ich hab' Angst vorm Sterben.“ – „Aber Sie müssen ja nicht! Hören Sie, ich möchte, daß wir uns treffen. Im Stadtpark. Wenn man jemandem sein Herz ausschüttet und ihm dabei ins Gesicht sehen kann – vieles ist hinterher leichter, bestimmt. Ich spreche aus eigener Erfahrung.“ – „Meinen Sie?“ – „Morgen um drei, an der ersten Bank im Park. Ich freu' mich. Aber auch wirklich kommen! Tschüß, Sandra.“ – „Ich weiß nicht ... tschüß, Edmund.“

Eine junge Frau – ihr Gesicht ist schmal und blaß, um den Mund ziehen sich feine Linien – kommt in den Park gefahren, lenkt ihren Rollstuhl vorsichtig zwischen den Spaziergängern hindurch. Ein paar Meter vor der ersten Parkbank bleibt sie stehen und sieht sich verstohlen um. Der junge Mann im Rollstuhl, der dort vor der Bank sitzt, lächelt, winkt ihr entgegen.

„Sandra?“ Er grinst verschmitzt. „Ja, ich bin Edmund. Erlauben Sie, daß ich sitzen bleibe?“ ■

»Worte erzeugen Bilder im Kopfkino«

Das Projekt »storym@iling« begeistert Kinder für das Lesen und Schreiben

Es beginnt alles ganz harmlos: Pit steht in einer langen Schlange vor dem Kino und wartet ungeduldig, daß er endlich an die Reihe kommt, eine Karte zu lösen. Während dieser Zeit beobachtet er die Menschen in seiner näheren Umgebung. Alles ganz harmlos? Was ist mit der Frau, die eine Sonnenbrille trägt, obwohl es längst

auszukommen? Oder der kleine Hund Rudi, weiß der etwa einen Ausweg aus der Falle?

Marc hingegen hat eigentlich nur Abenteuer in der Welt der Computerspiele im Sinn. Wieder sitzt er in seinem Zimmer und vergißt alles um sich herum, bis ... ja, bis plötzlich einer der Krieger, die er mit sei-

buli, dem 2002 von der Kinderbuchautorin Kirsti Senftleben gegründeten Netzwerk deutschsprachiger Kindermedienmacher (www.kibuli.de), finden Lesungen und Werkstattgespräche statt, an denen sich verschiedene Autoren sowie Schülerinnen und Schüler mehrerer Schulen aus den Gemeinden Altdorf, Burghann, Feucht, Leinburg-Diepersdorf, Schwarzenbruck und Winkelhaid beteiligen. Höhepunkt aber wird die Abschlußveranstaltung sein (Reichswaldhalle Feucht, 23. April, 16 Uhr).

Über mehrere Wochen waren über 200 Kinder mit Begeisterung an dem Projekt »storym@iling« beteiligt. Kibuli-Autoren und Illustratoren haben Anfänge von Geschichten vorgegeben, die von den Kindern weitergeschrieben oder gemalt wurden. Die Anfänge der Texte wurden zunächst in der Klasse ge-

lesen und diskutiert, dann konnten sich die Kinder für eine Geschichte entscheiden, zu der sie die Fortsetzung schreiben wollten. In einer kleinen Gruppe oder auch von einem einzigen Schüler wurde der Text schließlich ausformuliert. Diese Fortsetzung schickten sie dann an die Autoren per E-Mail, die erneut eine (kurze) Fortsetzung schrieben. Ein lebhaftes Hin und Her war die Folge. Die schönsten Geschichten werden nun auf der Abschlußveranstaltung vorgestellt und später in einem Buch veröffentlicht.

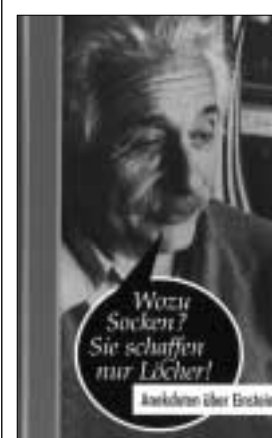
Die Erwachsenen waren allesamt wohl ebenso begeistert wie die Kinder bei der Sache. Matthias Hoppe und Mechthilde Lagleder, von denen die Geschichte um den Computerspieler Marc stammt: „Der innere Film der Phantasie, der beim Lesen und Schreiben abläuft, ist schöner und farbiger als ein fertiges Produkt. Worte erzeugen Bilder im Kopfkino und machen glücklich ...“ Jörg Sommer und Gerit Kopietz, die den Jungen Pit „erfunden“ haben, sind seit langen Jahren erfolgreich auf dem Kinderbuchsektor. Knapp 80 Bücher haben sie mittlerweile gemeinsam geschrieben, die in 24 Sprachen übersetzt und rund eine Million mal gedruckt wurden. Die vierfachen Eltern, die auf einem alten Bauernhof leben und arbeiten, sehen im „storym@iling“ „völlig neue Perspektiven der Leseförderung. Die Kinder sind durch die gleichberechtigte Zusammenarbeit mit bekannten Kinderbuchautoren motiviert bis in die Zehenspitzen. Spannend für uns Autoren ist es auch deshalb, weil die Fortsetzung der Kinder immer völlig andere Wendungen nimmt, als erwartet.“

In einem Interview beklagte Gerit Kopietz einmal, daß es viel zu viele Bücher gebe. „So wie es zu viele Fernsehprogramme, Automarken, Parfümdüfte und Müslisorten gibt. Das Problem bei den Büchern ist nur: Es werden zu wenig gelesen. Und die Masse ist nicht mit der Qualität zu verwechseln. Das ist wie beim Fernsehen. Mehr heißt vor allem mehr Müll ...“ Für Kinderbuchautoren ist es da vor allem wichtig, immer am Ball zu bleiben, den Kindern zuzuhören und zu wissen, was sie spannend finden oder was eher „ätzend“ ist. Jugendliche Leser sind keineswegs zu unterschätzen, das merkt man nicht zuletzt auch, wenn man die Texte der jugendlichen Schriftsteller liest, die sich an dem Projekt „storym@iling“ beteiligt haben. Lesemuffel sind die bestimmt nicht. **Silke Osman**

Großartig

Anekdoten um Einstein

Als Albert Einstein dem Schauspielers Charlie Chaplin zum Geburtstag gratulierte: „Das Großartige an Ihrer Kunst, mein lieber Chaplin, ist Ihre Internationalität. Sie werden doch in allen Ländern verstanden“, da entgegnete Chaplin: „Allerdings, aber Ihr Ruhm, Professor Einstein, ist noch viel merkwürdiger. Sie werden von der ganzen Welt bewundert, obwohl kein Mensch sie versteht.“ – Das ist nur eine der unzähligen



Anekdoten um Albert Einstein, der am 18. April vor 50 Jahren starb. Oft wird man seiner Tage gedenken, vieles wird man aus berufenem Munde hören,

doch bleibt den meisten Laien immer noch rätselhaft, was der Physiker mit seiner „Speziellen Relativitätstheorie“ sagen wollte. Da kommt ein Buch aus dem Eulenspiegel Verlag gerade recht, das den Menschen Einstein näher bringt: **Wozu Socken? Sie schaffen nur Löcher! – Anekdoten über Einstein** (144 Seiten, gebunden, 9,90 Euro). Irene Tüngler hat einen durchaus humoristischen Beitrag zum Einsteinjahr geleistet: sie hat aber auch mit leichter Hand eine Sammlung von Geschichten um Einstein zusammengetragen, die Schlaglichter werfen auf ein bewegtes Leben und auf einen Menschen, der sich durch sein unorthodoxes Denken auszeichnete und der nie aufhörte, sich zu wundern. Pablo Casals, der begnadete Cellist, schrieb, nach Einsteins Tod schien es, „als ob die Welt an Gewicht eingebüßt und einen Teil ihrer Substanz verloren hätte“. Wie recht er hatte, zeigt selbst dieses kleine Buch. **man**



Hoffnungsvolle Nachwuchsautoren: Schülerinnen und Schüler der Klasse 4 b der Grundschule Feucht bei Nürnberg, die sich an dem Projekt beteiligten

Foto: privat

schon dunkel ist? Und was mit dem Mann im feinen Anzug und einem Laptop unter dem Arm? Als Pit endlich seine Kinokarte ergattert und einen Platz gefunden hat, da wird aus dieser „harmlosen“ Geschichte schnell ein Abenteuer ...

Auch Florain hat sich den Nachmittag im Wald anders vorgestellt. Eigentlich will er nur mit seinen Freunden spielen, doch plötzlich landet er in einer Grube. Werden ihm die anderen Kinder aus dem Nachbardorf helfen, da wieder her-

ner Maus lebendig werden läßt, seinen Befehlen nicht mehr gehorcht. Nicht nur, daß der Krieger den Gehorsam verweigert, er zieht Marc sogar mit hinein in seine Computerwelt. Gemeinsam erleben sie ...

Ja, welche Abenteuer Marc und der Krieger bestehen müssen, wie es mit Florian und dem Hund Rudi weitergeht und was Pit im Kino erlebt, das kann man auf der ersten „Infantastica“ am 22. und 23. April im Raum Nürnberg erfahren. Auf diesem ersten Jahrestreffen von Ki-

Hilfe für die patente Hausfrau

Vor 100 Jahren brachte Maggi den ersten Soßenwürfel auf den Markt

In diesem Jahr wird viel gefeiert: Der 200. Geburtstag des dänischen Märchenerzählers Hans Christian Andersen und der 100. des französischen Literaturnobelpreisträgers Jean-Paul Sartre etwa. 200 Jahre sind vergangen, da Friedrich Schiller, der große Dichter der Deutschen, starb, 100 Jahre, da der Berliner Dom geweiht wurde und ebenfalls 100 Jahre, da Robert Koch den Nobelpreis für Medizin erhielt, 50 Jahre, da Albert

Einstein für immer die Augen schloß. In diese Reihe der besonderen Ereignisse läßt sich auch ein Name einfügen, der aus einem ganz anderen Bereich stammt und sich hier auf den ersten Blick merkwürdig ausnimmt: Maggi. Doch auch da gibt es Grund zum Feiern, hat doch die Firma Maggi vor 100 Jahren den ersten Soßenwürfel für Grundsoßen auf den Markt gebracht und damit jeder Hausfrau und jedem Hobbykoch das Leben erleichtert. Als Basis für kreative und nicht klumpende Soßen erfreuen sich diese Mischungen noch heute großer Beliebtheit. Mittlerweile gibt es sie als Grundsoßen, Delikatess-Soßen sowie als Meisterklasse- und Pasta-Soßen, nicht zu vergessen die Soßenbinder und internationalen Würzsoßen. Aus streng kontrollierten Rohstoffen hergestellt, enthalten diese Soßen weniger Röststoffe als hausgemachte und sind so bekömmlicher. Meist sind sie auch kalorienärmer, was Hausfrau oder Hobbykoch nicht daran hindern sollte, die eine oder andere Soße mit Schmand oder Crème fraîche noch zu verfeinern. Überhaupt sind

der Phantasie keinerlei Grenzen gesetzt. Hier ein paar frische Kräuter nach Wahl, da noch ein Hauch Paprika oder gar Knoblauch, ein Schuß Rotwein, auch feingeraspelter Emmentaler oder zerbröselter Schafkäse verleihen so mancher Fertigsoße ein ganz besonderes, individuelles Aroma. Überhaupt erleben Soßen derzeit eine Renaissance. Waren sie ansonsten als zu fett, zu dick verschrien, sind sie heute kaum noch wegzudenken selbst bei feinsten Speisen und bilden oft geradezu das Glanzlicht eines Gerichtes. Nicht nur zur Grillzeit sind die internationalen Würzsoßen von Maggi beliebt. Neben der süß-scharfen Asia-Soße und der feurigen „Texicana Salsa“ gibt es seit kurzem die fruchtig-pikante Variante: „Chakalaka“ nach afrikanischem Rezept mit Curry-Geschmack. Alle drei sind sie zweifellos das Tüpfelchen auf dem i zu allem Gegrillten und Gebratenen.

Auch Prominente von einst und heute waren (und sind) von Soßen begeistert. Honoré de Balzac etwa schwärmte von der Soße als der Krönung des Geschmacks in der Nahrung und liebte seine Zwiebelsoße. Alexandre Dumas erfand selbst eine Soße, die heute noch von Küchenchefs geschätzt wird und die aus Senf, Thunfisch, Ölsardinen, Eiern und Essig besteht. Sophia Loren schätzt eine Soße zu Pasta, die sie aus Olivenöl, Petersilie, Knoblauch, Sardellen, Oliven, Kapern und einer Zwiebel mischt. Ob nun hausgemacht oder aus der Tüte – guten Appetit! **SIS**



Neue Freunde

Gemeinsames Singen stiftete Freundschaften

Singen, singen tut man viel zu wenig, singen, singen kann man nie genug ...“ Die Initialzündung für einen „Freundeskreis Ostdeutsche Musik“ erfolgte 1979 bei der Heimfahrt von der ersten Singwoche des Arbeitskreises Nordostdeutsche Musik e. V. in Königstein: „Diese Lieder sind zu schade, um nicht gesungen zu werden.“ Daraus entwickelte sich der Plan für ein Regionaltreffen in Lübeck, um Lieder und Tänze Ostdeutschlands auch Menschen zu vermitteln, die nicht zu einer Singwoche fahren können. Als Form kristallisierte sich ein Wochenendtreffen heraus, als Ort eine Freizeiteinrichtung der „Lebenshilfe“. Die Teilnehmer: junge wie junggebliebene Menschen aus allen Altersklassen, vielfach, aber nicht ausschließlich mit ostdeutschen Wurzeln.

Das Programm besteht vorwiegend aus Tänzchen und Liedern Ostdeutschlands und der „Rückzugsgebiete des deutschen Volksliedes“. Lieder, die in den Kerngebieten Deutschlands großenteils verschwunden sind, wurden in den abgeschlossenen deutschen Siedlungsgebieten Ost- und Südosteuropas bewahrt und dem deutschen Volk zurückgeschenkt. Schön gestaltete Liederblätter, die das Sammeln lohnen, sorgen dafür, daß die Teilnehmer das Gelernte Schwarz auf Weiß nach Hause tragen und dort wiederholen und vertiefen können. Heute,

im 20. Jahr, umfaßt die Sammlung 72 Blätter mit 243 verschiedenen Liedern.

In Lübeck haben sich Menschen getroffen, die sich sonst nie im Leben begegnet wären, sie wurden durch das Singen zu Freunden. In 20 Jahren waren es 100 verschiedene Menschen, die da ein längeres oder kürzeres Stück miteinander durch die „Ostdeutschen Liedlandschaften“ wanderten. Und die Gruppe bleibt nach wie vor offen für „Neue“, die dann ganz schnell gar nicht mehr „neu“ sind.

Nach 15 jährlichen Wochenendtreffen stand der Gruppe die schöne Tagungsstätte der „Lebenshilfe“ nicht mehr zur Verfügung, und so mußten die Treffen, wie früher schon hin und wieder, nun endgültig in den privaten Rahmen verlagert werden. Seitdem findet das Singen mehrmals im Jahr bei Menschen statt, deren Wohnzimmer ausreichend Platz für 15, gar 20 Leute bietet, und erstreckt sich über einen Nachmittag und Abend – leibliche Stärkung und Plachandern unbegriffen. Das Tanzen muß aus Platzmangel leider wegfallen. – 20 Jahre Freundeskreis Ostdeutsche Musik – Anlaß zur Besinnung, zum Innehalten, zum dankbaren Rückschauen und Sichten, wie auch zum frohen Vorausschauen auf kommende Singtreffen. Vielleicht aber finden sich auch Nachahmer in anderen Bundesländern.

Ilse Conrad-Kowalski

Steuerzahler sollten Kläger reich machen

Betr.: „Politisches Schandurteil“ (Folge 14)

Das Urteil des Europäischen Gerichtshofes ist in wünschenswerter Klarheit ausgefallen. Dessen ungeachtet muß damit gerechnet werden, daß die Nörgelei durch die Anspruchsteller und deren journalistische Unterstützer fortgesetzt wird.

Die Enttäuschung der Anspruchsteller wird man verstehen müssen. Die von diesen geltend gemachten

Menschenrechte, sie waren vorge-schoben. Durch das von den Klägern herbeigesehnter Urteil sollten die deutschen Steuerzahler verpflichtet werden, die Kläger durch die Steuerzahlungen aller anderen Bürger unermesslich reich zu machen. Daraus wird nun nichts. Die Enttäuschung der Anspruchsteller wird man verstehen müssen. Das pekuniäre Interesse an der Fortsetzung des aussichtslosen Rechtsstreites der mit Rechtsverfolgung betrauten Juristen ebenfalls.

Den Anspruchstellern wurden phantastische Aussichten vorgegaukelt, wobei der Haß auf die von den Bürgern gewählte Parlamentsmehrheit möglicherweise Leitmotiv gewesen sein könnte. Den Klägern ist ihr Seelenfrieden gewünscht. Falls diesen von interessierter Seite weiter phantastische Aussichten vorgegaukelt werden sollten, kann nur an deren preußischen Realitätssinn appelliert werden.
Alfred Steinforth, Bremen

Hitler trägt allein die Kriegsschuld

Betr.: 8. Mai

Wir haben zwar noch nicht Mai, aber die Leserbriefe in dieser Zeitung beschäftigen sich schon seit Monaten mit dem 8. Mai 1945. Es ist erstaunlich, wie dieses Datum jetzt, nach 60 Jahren, die Gemüter bewegt. Dabei lese ich alle möglichen Gefühlsausbrüche. Sie reichen von wütender Ablehnung des Gedenkens an diesem Termin, wie er in der deutschen Öffentlichkeit gesehen wird, bis zu Versuchen, die eigene Auffassung in der Weise zu vertreten, daß es doch nicht angehen darf, daß wir immer an allem Schuld sein müssen, bis hin zu der Feststellung, daß nichts beschönigt werden soll, aber die Wahrheit nicht verfälscht werden darf.

Ich möchte mich zunächst mit der Wahrheit befassen. In einem Brief fand ich die Aussage, daß wir Deutschen die ersten Verfolgten der Nazi-regierung gewesen seien. Wörtlich: „Es waren deutsche Sozialdemokraten, deutsche Kommunisten und deutsche Juden, die durch die Nazis verfolgt wurden“. Wie wahr ist doch dieser Satz, aber wie sah die wirkliche Wahrheit damals aus? Martin Niemöller sagte sinngemäß nach seiner Befreiung aus dem KZ selbstkritisch: „Als die Kommunisten und Sozialdemokraten verfolgt wurden, dachte ich, es ginge mich nichts an. Sie seien selber Schuld, wegen ihrer politischen Haltung. Als die Juden verfolgt wurden, habe ich protestiert,

aber weil die große Mehrheit diesen Protesten nicht folgte, gab ich mich auch zufrieden, weil ich nichts ändern konnte. Als ich selbst verfolgt wurde, gab es keinen mehr, der gewagt hätte zu protestieren.“ Diese Wahrheit scheint mir ehrlicher zu sein, als die Wahrheit, daß alle die Verfolgten doch Deutsche waren. Sozialdemokraten und Kommunisten galten damals in der Regel als „vaterlandslose Gesellen“ und Juden waren als deutsche Staatsbürger schon ausgebürgert, ohne daß die Bevölkerung dafür auf die Barrikaden gegangen wäre. Ich habe jedenfalls keine Erinnerung daran, daß damals Hitler und seine „Gesellen“ viel Rücksicht nehmen mußten auf die Stimmung in der Bevölkerung. Er hatte die Arbeitslosigkeit abgeschafft, darum durfte er sich schon erlauben, was mit Demokratie oder vernünftigem Verhalten nicht übereinstimmte.

Zwar können wir mit Recht darauf hinweisen, daß auch die anderen Staaten und Regierungen „Kriegsverbrechen“ begangen haben, doch je mehr wir uns dahinter verstecken wollen, werden sie immer uneinsichtiger sein. Es ist eben nicht wahr, daß am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges Hitler nicht allein die Schuld trägt. Das Friedensdiktat nach dem Ersten Weltkrieg mag Hitler erst ermöglicht haben, aber was dann geschah, geht auf seine Kappe und auf die Kappe derer, die ihm folgten.
Helmut Friske, Alllandsberg

Viele Dresdner Opfer wurden nicht registriert

Betr.: „Opferzahlen weiter nach unten korrigiert“ (Folge 13)

Je weiter sich das Kriegsende entfernt, nunmehr 60 Jahre, je abstruser die Verklitterung der Opferzahlen am 13./14. Februar 1945 in Dresden.

Ich habe auf keinen Fall das Bedürfnis, die Opferzahlen nach oben zu verdrehen, aber es gab da einen Zeitzeugen, der meinem Vater in meinem Beisein über das furchtbare, unmenschliche Geschehnis in Dresden berichtete.

Seine Einheit, der er als Flaksoldat angehörte, war aufgefordert worden, die unzähligen Opfer der Bombardierung mit zu bergen, und er sagte, daß riesige Leichenberge

aufgeschichtet wurden, um dann verbrannt zu werden und damit einer Seuchengefahr vorzubeugen.

Er sprach damals schon kurz nach seiner Heimkehr im Jahr 1946 von einer ungeheuren Zahl von Opfern, die niemals registriert worden sind, weil das überhaupt nicht möglich war, die dann letztlich in Massengräbern bestattet wurden. Nach seinen Aussagen waren es einige Hunderttausend Opfer, darunter wohl eine große Anzahl von schlesischen Flüchtlingen, die über Dresden in den Westen Deutschlands flüchteten. Diese sind wohl kaum registriert worden und was der Feuersturm restlos vernichtete, sowieso nicht.

Der Bekannte meines Vaters hatte das Sterben an der Ostfront hautnah

erlebt, aber was er hier mit ansehen mußte, war die Hölle auf Erden. Wo sollte sie anfangen und wo war das Ende?

Es ist ja schier unbegreiflich, daß diese Selbsterfleischung in Deutschland nie und nimmer ein Ende findet.

Dresden war eine ungeschützte Großstadt, in der sich zur Zeit der Bombardierung fast eine Million Menschen zusammengepfert hatten ... und das wußte man! Dresden hat nie Rüstungswerke gehabt, im Gegensatz zur Verkündung des Pfarrers in Dresden. Wenn das die Kirche so stehen läßt, muß sie sich nicht wundern, wenn ihnen die Schäfchen davonlaufen.
Hans Sievers, Han.-Hademarschen

Die deutsche Oberschicht wurde verschleppt oder umgebracht

Betr.: „Befreiung oder Niederlage“ (Folge 7)

Mit großem Interesse lese ich immer Ihre Betrachtungen zur Geschichte. Wie Deutschland unter dem Versailler Vertrag litt und daß bereits 1925 Außenminister Stresemann als wichtigste Aufgabe die Korrektur der deutschen Ostgrenze ansah: „Die Wiedergewinnung Dan-

zigs, des polnischen Korridors und eine Korrektur der Grenzen Oberschlesiens.“ Das war acht Jahre bevor Hitler deutscher Kanzler wurde.

Als Polen auf all diese Wünsche nicht einging, forderte die Reichsregierung später die Verkehrsverbindungen vom Reichsgebiet an das 1919 abgetrennte Ostpreußen, einen

exterritorialen Schienenweg und eine exterritoriale Autobahn durch den polnischen Korridor. Auch diesen Wünschen kam Polen nicht entgegen. Im Gegenteil! Es drangsalierete immer mehr die deutsche Bevölkerung im Lande (zwei Drittel der Deutschen mußten bereits in den 20er Jahren Polen verlassen) und träumte von einem Krieg und einem Sieg bei Berlin.

Für diesen Zweck hatten die Polen schon lange Listen mit den Namen der deutschen Oberschicht erstellt, die gleich am 1. September 1939 verhaftet und ins Innere Polens verschleppt wurden. Andere, zum Beispiel in Bromberg, wo auch mein Vater, Franz von Gordon, war, wurden gleich an Ort und Stelle umgebracht. **Marie-Luise v. Weitzel, Neukeferloh**

Unwürdige Verbrechensbegründung

Betr.: „Mein Abschied von Königsberg“ (Folge 4)

Sehr geehrte Redaktion, wir lesen in der PAZ immer wieder über das Erleben deutscher Mitmenschen beim Einmarsch der Roten oder über das Geschehen bei den Vertreibungen. Leider lesen wir in anderen Zeitungen, die der Politischen Korrektheit huldigen, dergleichen nicht oder sehr selten. Deutsches Leid ist noch immer weitgehend tabuisiert. Es ist eine Lüge, daß in unserem Land aller Opfer gleich gedacht wird.

Diese Berichte beziehen sich fast immer auf schrecklichstes Geschehen, auf Unfaßbares, was Menschen angetan worden ist, so unfaßbar, daß der Mensch einem Meer von Untaten gegenübersteht, die ihm keine Differenzierungen mehr möglich machen und auch keine Entschuldigung zulassen.

Wenn der Brite Antony Beevor zum Beispiel in seinem Buch „Berlin 1945 - Das Ende“ die furchterlichsten Verbrechen von Soldaten der Roten Armee schildert, vergißt er nie, auf vorausgegangene Verbrechen der Deutschen hinzuweisen. Ein Mord berechtigt zum folgenden, eine Vergewaltigung die folgende. Merkt denn niemand, auf welchen unmenschlichen, furchtbaren Weg sich diese Verbrechensentschuldigung begeben hat? Kann sich jemand vorstellen, daß er mit anderen zusammen Schulmädchen vergewaltigen (der leider verstorbene Johnny Klein berichtete im Bundestag) würde, daß es irgend etwas gäbe, das ihn dazu veranlassen könnte?

Wer sich diese Frage beantwortet, weiß, wie menschenverachtend und eines Menschen unwürdig diese Verbrechensbegründung ist.

Mark Fest, Berlin

An die eigene Nase fassen

Betr.: „Medien sind schuld“ (Folge 11)

97 Prozent der befragten Bundestagsabgeordneten sollten sich schnellstens an die eigenen Nasen fassen und sich fragen, ob nicht besonders sie selbst für die verbreitete Politikverdrossenheit und ihr miserables Ansehen bei den Bürgern die Verantwortung tragen. Die deutsche Politik und ihre Politiker verkaufen sich nicht nur schlecht, sie sind auch nicht besser. Ich mache dafür die Überheblichkeit, Vorteilsstreben und mangelnde Bodenhaftung verantwortlich. Auch die sogenannte Fraktionsdisziplin spielt eine negative Rolle, weil sie den Ein-

druck vermittelt, daß die Abgeordneten einer Fraktion auf Kommando mit dem Kopf nicken oder ihn schütteln, obwohl es doch undenkbar ist, daß unter ihnen eine uniforme Meinung besteht. Abweichler wie gerade in Kiel müssen im Untergrund wirken, weil sie sich sonst Repressalien ausgesetzt sehen müssen, die weder sie noch ihre Familien verkraften könnten.

Wer immer wieder Populismus und Stammtischdenken im Munde führt (das gilt auch für Redakteure) muß sich fragen lassen, welches Verständnis er / sie von Demokratie hat.
Werner Hönigmann, Dinslaken

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwährend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.



Große Leserbefragung

Liebe Leserin, lieber Leser, um Ihre Preußische Allgemeine Zeitung weiter zu perfektionieren, würden wir gerne wissen, was Sie an der PAZ mögen und für welche Themen Sie sich im besonderen interessieren.

Mitmachen und verbessern!

Themen, die ich gern öfter lesen würde:

Themen, die mich nicht interessieren:

Sonstiges:

Senden Sie die Leserbefragung an:

Preußische Allgemeine Zeitung
Kennwort: **Leserbefragung**
Parkallee 86 · 20144 Hamburg

Die ersten 500 Einsender nehmen an einer Verlosung teil.

Name _____ Jahrgang _____
Straße _____
Wohnort _____

Meine PAZ-Lieblingsautoren: _____

**Lewe Landslied
und Familienfreunde.**

es eilt wieder mal, es eilt sogar sehr. Weil sich unsere Landsleute aus Heinrichshöfen, Kirchspiel Sorquitten, am 30. April zu ihrem 12. Ortstreffen in Bad Sassendorf zusammenfinden. Es haben sich schon viele Teilnehmer angemeldet, aber zwei fehlen noch, nach denen bisher vergeblich gesucht wurde. Deshalb hat sich Pfarrer i.R. **Manfred Buchholz** aus Sondershausen an uns gewandt, denn dies ist die letzte – und schnellste – Möglichkeit, die drei Geschwister **Jeworrek** zu finden. Diese waren aus dem Kreis Treuburg geflohen und lebten bis Ende der 50er Jahre in Heinrichshöfen wie auch viele andere Landsleute, die hier auf ostpreußischem Boden für einige Jahre ihre Nachkriegsheimat fanden. Sie kommen auch zum Treffen in Bad Sassendorf und hoffen, daß dann die noch fehlenden Geschwister Jeworrek darunter sind. Zwei der Vornamen sind bekannt: **Waltraut** und **Gustav**. Wer weiß, was aus ihnen geworden ist, wo die heute etwa 70jährigen leben? Wie gesagt: Schnell muß es gehen. Ich würde mich freuen, wenn wir die Hoffnung von Herrn Pfarrer Buchholz, in letzter Minute noch eine Begegnung mit alten Freunden zu ermöglichen, erfüllen könnten. (Pfarrer i.R. Manfred Buchholz, Falkenweg 11 in 99706 Sondershausen, Telefon / Fax 0 36 32 / 60 36 34, E-Mail: manfredsbuchholz@web.de.)

Wer erinnert sich noch an die Fahrt durch den „Polnischen Korridor“, als nach dem Versailler Vertrag Ostpreußen vom Reichsgebiet abgeschnitten war? Ich selber habe es noch erlebt, wie die Türen verschlossen, die Fenster verhängt wurden und man nur heimlich durch einen Spalt auf unser westpreußisches Land blicken konnte. Meine Erinnerungen reichen allerdings nicht, um Herrn **Rainer Claaben** zu helfen, der die Federführung für ein demnächst im Verlag „Zeit und Eisenbahn“ erscheinendes Buch „Eisenbahnverkehr durch den Polnischen Korridor“ übernommen hat. Für dieses dokumentarische Werk benötigt Herr Claaben Fotos und Zeitzeugenberichte von Reisenden durch den Korridor, beziehungsweise von und nach Danzig, Situationen auf den Bahnhöfen, Vorfälle beim Zoll, Kontrollen und ähnliches. Herr Claaben hat bereits durch Anzeigen in unserer Zeitung einiges Material erhalten, wird diese auch wiederholen, hat mich aber um zusätzliche Unterstützung durch unsere Ostpreußische Familie. Was ich hiermit gerne erfülle. Es genügt, wenn Herr Claaben eine kurze Benachrichtigung als Karte oder Anruf erhält, er meldet sich dann umgehend. (Rainer Claaben, Birkenweg 3 in 97618 Wülfershausen / Saale, Telefon 0 97 62 / 4 31.)

Ja, und dann übermittelt er noch den Suchwunsch eines Kollegen. Herr **Roland Mayer** ist Lokführer in Crailsheim. Seine Vorfahren mütterlicherseits stammen aus dem pommerschen Kallies, sein Großvater war dort Lokführer. Er nahm seinen Schwiegersohn, also den Vater von Roland Mayer, manchmal auf der Lok mit und zeigte ihm, wie man eine solche bediente. Das sollte dem Schwiegersohn bei Kriegsende das Leben retten. Und nicht nur ihm, sondern auch etwa zehn bis 15 weiteren Soldaten. Dieser Mann, gelernter Metzger und nachmaliger Bosch-Mitarbeiter **Fritz Mayer**, * 30. Juni 1917, war um die Jahreswende 1944/45 Feldwebel beim Luftwaffenregiment „Hermann Göring“ und als Schirmmeister im Kraftfahrzeugbereich eingesetzt. Das Regiment muß sich damals in Ostpreußen aufgehalten haben, denn Roland Mayer meint, sein Vater habe erzählt, es sei von der Bevölkerung fast niemand mehr dagewesen, als er mit ein paar versprengten Soldaten auf der Flucht vor den Russen auf eine stehengelass-

sene, noch rauchende Lokomotive stieß. Da er glaubte, das Ding fahren zu können, stiegen alle Mann auf die Maschine, die der Feldwebel auch wirklich in Gang bringen konnte. Allerdings kamen sie nur etwa zwölf Kilometer weit – wahrscheinlich war der Kessel leer, und die Männer hatten Glück, daß ihnen das Monstrum nicht um die Ohren flog –, und sie mußten zu Fuß weiter, aber sie hatten doch einen so großen Vorsprung, daß sie den Russen entkamen. Roland Mayer kann seinen Vater nicht mehr fragen, denn der später bei der Landespolizei in Crailsheim Beschäftigte verstarb 1990, aber er schließt sich gerne der Hoffnung von Herrn Claaben an, daß sich jemand von unseren Lesern an diese Episode erinnert. Vielleicht aus Aufzeichnungen oder Erzählungen der damals Beteiligten oder sogar aus eigenem Erleben, denn solch ein Erlebnis ist so gravierend, daß es auch im hohen Alter unvergessen bleibt. Wie gesagt: Irgendwo in Ostpreußen muß es gewesen sein. Zuschriften bitte an die oben angegebene Anschrift von Rainer Claaben.

Manchmal denke ich, daß Neulenser oder solche, die uns nur vom Hörensagen kennen, glauben, daß wir sämtliche ostpreußischen Sippen bis zu den Urnahmen gespeichert hätten und stante pede mitteilen könnten, daß die bis dahin noch datenlose Urrurgroßmutter am soundsovielten wo (?) geboren wurde, samt Namen der Eltern und Geschwister, daß sie am (?) geheiratet hatte, soundsoviel Kinder bekam (mit sämtlichen Namen) und am (?) wo (?) verstorben ist. Es wäre schön, wenn wir das könnten, aber dann wären wir ein Amt oder ein Archiv, jedenfalls eine auf solche Fragen spezialisierte Institution, aber keine „Ostpreußische Familie“, die nur Übermittlerin von Fragen und Wünschen, die wir nicht selber erfüllen können, sein kann. Deshalb bitte keine seitenlangen Ahnenlisten mit jeder Menge Fragezeichen zusetzen, sondern nur gezielte Einzelfragen, die eventuell von unseren Leserinnen und Lesern beantwortet werden können.

So wie die von **Gisela Keuchel** aus Eberswalde. Sie schreibt: „Ich betreibe ein wenig Ahnenforschung und würde mich freuen, Nachfahren der Geschwister meines Großvaters kennenzulernen.“ Wobei es fast noch wichtiger ist, daß ihr 1920 geborener Vater endlich seine Verwandten wie Cousins und Cousinen findet. Da die Familie durch den Krieg auseinandergerissen wurde, gab es bisher keinen Kontakt zu Verwandten aus der väterlichen Linie. Frau Keuchels Großvater **Bernhard Keuchel**, * 9. April 1892, stammte aus Neugarschen. Er heiratete 1922 **Maria Guski**. Seine Eltern waren **Martin Keichel** (oder Keuchel) und **Anna geborene Fahrin**. Über ihre anderen Kinder ist so gut wie nichts bekannt. Großvater **Bernhard** starb 1943 in Stutthof. „Ich würde mich freuen, wenn mir die Ostpreußische Familie helfen könnte“, beendet Gisela Keuchel ihr Schreiben. Die ersten Schritte haben wir hiermit getan, hoffentlich zum Erfolg. (Gisela Keuchel, Schweizer Straße 10 in 16225 Eberswalde, Telefon 0 33 34 / 28 02 17, E-Mail: keuchel55@yahoo.de.)

Was wir auch nicht können: Überlebende von militärischen Einheiten namentlich nennen, wie Karl-Heinz Riedasch meint, der unsere Anschrift über eine Leserin bekam – wir können aber nach diesen suchen. Was wir im Fall von Herrn Riedasch auch gerne tun werden, da er sich seit 30 Jahren bei den dafür in Frage kommenden Stellen wie DRK, WAST und Kirchlicher Suchdienst bemüht hat – leider ohne Erfolg. So sind wir also wieder mal die letzte Hoffnung.

Die Daten stehen fest: **Reinhard Riedasch**, * 25. November 1906 in Gerterode, war am 31. Dezember 1944 Angehöriger der Einheit Regimentsstab / Grenadierregiment 273, das zur 93. Infanteriedivision gehörte, Feldpostnummer 04541. Diese wurde am 12. Februar 1945 von Kurland in das Samland verlegt und dort im Raum Thierenberg in heftige Gefechte verwickelt. Der letzte Brief von Reinhard Riedasch stammt vom 22. Februar 1945. Es ist anzunehmen, daß er dort bei den Kämpfen um Königsberg gefallen ist. Ich werde seinem Sohn raten, sich an das Suchreferat Moskau der Liga für Deutsch-Russische Freundschaft zu wenden, wo festgestellt werden kann, ob in den Archiven Unterlagen über Tod oder Gefangenschaft des Vermißten vorliegen. Da die Erkennungsmarke bekannt ist (277. Ers. Btl. Ostland) dürfte ein Bescheid, ob positiv oder negativ, nicht zu lange dauern. (Postanschrift der Liga: Maroseika-Straße 7 / 8-27, A / Nr. 190, in 101 000 Moskau, Rußland, Fax 0 07 / 0 95 / 2 06 / 84 67, E-Mail: suchreferat.moskau@telsycom.ru.) Für uns geht es zuerst einmal um den Wunsch von Herrn Riedasch, mit ehemaligen Kameraden seines Vaters oder Zeitzeugen der damaligen Kämpfe Verbindung zu bekommen. (Karl-Heinz Riedasch, Gerteröderstraße 20 in 36251 Ludwigsau / Tann, Telefon / Fax 0 66 21 / 1 59 55.)

Einen nie gekannten Vetter hat auch **Brigitte Schniete**, und sie weiß auch nicht, ob und wo er lebt. Als er geboren wurde, war sie noch ein Kind, hieß Brigitte Pillich und lebte mit ihrer Familie in Osterwitt, Kreis Osterode. Ihre Tante **Charlotte Krause** geborene **Pillich**, Schwester ihres Vaters, war mit **Fritz Krause** verheiratet und wohnte in der Kreisstadt. Der Ehemann war bei der Wehrmacht, als seine Frau 1943 oder 1944 einen Sohn gebar und bei der Geburt verstarb. Frau Schniete weiß nicht einmal, wie ihr Vetter heißt, aber sie wünscht sich so sehr, ihn kennenzulernen, wenn er noch lebt, oder jedenfalls etwas über ihn und sein Schicksal zu erfahren. Deshalb würde sie sich freuen, wenn es noch Osteroder gibt, die diese junge Familie Krause kannten und vielleicht wissen, wohin das Neugeborene kam, wer es aufzog, ob der Vater Fritz Krause den Krieg überstanden hat oder ob aus dem Jungen ein Waisenkind wurde. (Brigitte Schniete, Harsebüteler Straße 4 in 38179 Schwülpe.)

Unsere Erfolge machen Mut, das merke ich an den vielen neuen Suchfragen, in die sich nun auch **Margarete Jodeit** geborene **Kabbeck** mit ihrem Wunsch einreicht. Sie sucht ihre Freundin **Gerda Zimmermann** geborene **Roß**, mit der sie in Powangen bei Laukischken zur Schule ging. Zwar wurden die Mädchen früh getrennt, als die Familie Kabbeck 1937 nach Poßritten verzog, aber die Freundschaft blieb bestehen. Als Margarete 1942 heiratete, war Gerda natürlich Hochzeitsgast. Auch als diese nach ihrer Hochzeit mit Heinz Zimmermann in den Kreis Wehlau verzog, hat Margarete die Freundin oft besucht. „Ich weiß nicht, wie der Ort hieß“, schreibt Frau Jodeit, „Gerda hat mich immer mit einem Kahn übersetzt. Gemeinsam sind wir zum Blaubeerpflücken gegangen.“ Nach der Vertreibung wohnte Margarete Jodeit 45 Jahre lang in der DDR und hatte keine Verbindung zu Gerda oder deren Schwestern **Elsa** und **Grete**, von denen die letztere auch in Mitteldeutschland, in Zeitz, gelebt haben soll. Elsa soll in oder bei Hamburg wohnen. Nun hofft Frau Jodeit über eine dieser Schwestern oder deren Angehörige etwas über Gerda Zimmermann zu erfahren,

und ich glaube, diese Hoffnung ist berechtigt. (Margarete Jodeit, Große Gasse 8 in 67069 Ludwigshafen, Telefon 06 21 / 6 29 52 01.)

Hier muß ich passen: J. Schorowski weiß von einem „Sippenbuch für Ostpreußen“, das in Bremen liegen soll. Aber in welcher Bibliothek? Ich weiß es nicht, wer weiß es besser? (J. Schorowski, Bohnackerum 2 in 25938 Midlum / Föhr, Fax 0 46 81 / 42 69.)

„Ich bin eine geborene Jeckstadt aus Hainau, Kreis Ebenrode.“ schreibt Frau **Eva Brulz**. Aber als sie dort am 17. Juli 1928 geboren wurde, hieß der Ort noch Schilleningken, Kreis Stallupönen. (Ich erwähne immer die alten Namen, da sich einige ältere Leserinnen und Leser gerne nach diesen orientieren.) Ihr Vater war der Zimmermann **Otto Jeckstadt**, er arbeitete vorwiegend mit dem Baugeschäft **Fernitz** in Ebenrode zusammen. Eva war befreundet mit der gleichaltrigen **Liesbeth Paulat**, Tochter des Schmiedes **Franz Paulat**. Durch die Flucht Ende 1944 verloren sich die Freundinnen aus den Augen, denn Liesbeth lebte damals bei ihren Großeltern in Scharnen. Den Wunsch, ihre Freundin wiederzufinden, hat Eva Brulz immer gehegt. Schade, daß sie sich nicht früher an unsere Ostpreußische Familie gewandt hat, aber vielleicht findet sich doch noch eine Spur, die zu Liesbeth Paulat, oder wie sie jetzt auch heißen mag, führt. (Eva Brulz, Am Farrenberg 5, OT Reisenburg, in 89312 Günzburg / Do.)

Mit Familienforschung befaßt sich Herr **Eckart Mosenthin** und ist dabei bis in das 16. Jahrhundert vorgedrungen, was seine aus dem Gebiet um Gardelegen stammende Sippe betrifft. Aber Spuren führen auch nach Ostpreußen, denn Träger dieses Namens haben im Raum Tilsit gelebt, so ein Forstmeister Mosenthin, wie der Schreiber herausgefunden hat. Er würde sich sehr freuen, wenn sich Träger dieses Namens oder Nachkommen der ostpreußischen Mosenthins bei ihm melden. (Eckart Mosenthin, Travestraße 37 in 22851 Norderstedt.)

Und nun noch ein Frage, die wieder dieses furchtbare Geschehen in der Heimat vor 60 Jahren lebendig werden läßt. Frau **Margarete Malchow** geborene **Walterkewitz** hat eben nicht vergessen, wie ihre Mutter am 11. November 1945 von den Russen erschossen wurde. Das war in Landsberg, Kreis Pr. Eylau. „Wir sind von Halbendorf gekommen, bei der katholischen Kirche rechts runtergegangen und wurden in einer Straße (Töpferstraße?) von einer älteren Frau aufgenommen. Es war eine Schlosserei oder Schmiede. Dort waren wir zwei Tage, dann kamen in das obere Stockwerk, wo wir mit zehn Personen in einem Schlafzimmer lebten, zwei Russen und forderten die jungen Frauen auf, mit ihnen zu gehen. Die weigerten sich, und so wurden die vier Frauen erschossen. Wir Überlebenden mußten noch am selben Tag raus und kamen in das gegenüberliegende Pfarrhaus. Am nächsten Tag ging mein Vater mit meiner Schwester noch einmal hinüber, da waren die Toten alle fort. Wer hat sie weggebracht und wohin? Kann sich jemand von den Landsbergern noch daran erinnern?“ Frau Malchow fährt in diesem Jahr in die Heimat und würde gerne Blumen auf das Grab ihrer Mutter legen. (Margarete Malchow, Neustrelitzerstraße 14 in 18109 Rostock, Telefon 03 81 / 71 79 10.)

Eure



Ruth Geede

NOTIERT

Das südliche Ostpreußen leidet unter dem weichen Euro, denn Brüssels Subventionen verlieren dadurch in Zloty umgerechnet an Wert. Dieses Jahr wird das südliche Ostpreußen aus den Fonds der Europäischen Union zur Förderung der Strukturinvestitionen 70 Millionen Zloty weniger erhalten. Im vergangenen Jahr erhielten die von der EU subventionierten Kommunen noch einen Festbetrag von 4,72 Zloty pro Euro. Nun will das polnische Finanzministerium einen fließenden Zlotykurs einführen, was zur Folge hätte, daß die Gemeinden weniger Zloty erhielten. Gerade einmal 4,10933 Zloty bekommt man derzeit auf dem freien Markt für den Euro. Die Stärke der polnischen Währung führt auch dazu, daß die Landwirte im südlichen Ostpreußen einen geringeren Zlotybetrag über die unmittelbaren Bezuschussungen durch die EU erhalten. In diesem Jahr erhält noch jeder Landwirt pro Hektar bearbeiteten Landes 500 Zloty, im kommenden werden es wohl nur noch 400 Zloty sein, wenn es so weitergeht. Die Gesamteinbußen bei den EU-Subventionen werden dieses Jahr im südlichen Ostpreußen voraussichtlich eine Größenordnung von 100 Millionen Zloty erreichen. ■

Pierre Michallat, Vorstandsvorsitzender der polnischen Tochter des weltweiten Reifenproduzenten Michelin, der Michelin Polska, und der polnische Vizepremier Jerzy Hausner haben einen Vertrag über den Bau des größten Speditions- und Lagerzentrums Europas in Allenstein unterzeichnet. 253 Millionen Euro will der Reifenproduzent in der Woiwodschaftshauptstadt investieren, was mit 520 neuen Arbeitsplätzen verbunden sein soll. Für diesen Bau haben die Kommunalbehörden Allensteins dem Reifenproduzenten ein Grundstück von 83 Hektar Größe verpachtet. Für die nächsten zehn Jahre – dann wird der Reifenproduzent das Grundstück kaufen – werden so in die Stadtkasse monatliche 83 Millionen Zloty (über 20 Millionen Euro) fließen. ■

Der Gemeinderat von Rößel hat das Fällen von 30 Hektar Wald in der Nähe von Heiligelinde genehmigt. Die 40jährigen Kiefern will das Unternehmen „Olsztyńska Kopalnia Surocow Mineralnych“ (Allenstein Grube für Mineralrohstoffe) fällen. Nach der Planung sollen jedes Jahr zwei Hektar Wald gefällt werden, um den Abbau von Kies zu fördern. Die Bewohner haben inzwischen Protest gegen diese Fällungen eingelegt. Nach ihrer Auffassung wird die Vergrößerung der Kiesgrube dem Tourismus schaden. Anderer Meinung sind die Arbeiter in der Grube. Die neue Aufschließung garantiert ihre Arbeitsplätze für die nächsten Jahre. ■

Krzysztof Hecman, Bürgermeister von Rastenburg, will eine Freilichtbühne am Oberteich errichten lassen. Das zumindest war das wichtigste Wahlversprechen des Politikers und der ihn unterstützenden Koalition „SLD [Union der demokratischen Linken] mit Rastenburg 2000“ bei den letzten Wahlen. Genauer ist über die geplante neue Bühne noch nicht bekannt. Sie soll wohl 2.000 Sitzplätze erhalten und eineinhalb Millionen Zloty (rund 365.000 Euro) kosten. Gegenwärtig finden größere Veranstaltungen im Kino statt. Dort jedoch ist die Akustik schlecht und stehen nur 300 Plätze zur Verfügung. ■

Sergej Kiritschenko, Chef der Königsberger Miliz, hat auf einer Pressekonzferenz bekanntgegeben, daß 2004 im mittleren Ostpreußen 15 Prozent weniger Personenkraftwagen gestohlen wurden als 2003. Zurückgeführt wird diese Entwicklung auf ein neues, eigens für die Bekämpfung von Autodiebstählen errichtetes Milizdezernat. ■

Geschäftsanzeigen

Kompetenz & Qualität

Frieling-Verlag Berlin, der Privatverlag mit Tradition, gibt Autoren die Möglichkeit, Manuskripte als Bücher veröffentlichen zu lassen. Kürzere Texte können Aufnahme in Anthologien finden. Handwerkliche Qualität und eine spezifische Öffentlichkeitsarbeit sind unsere Stärke.

Verlag sucht Autoren

Maßgeschneiderte Konzepte für jeden, der schreibt!
Fordern Sie Gratis-Informationen an.

Frieling

Frieling-Verlag Berlin • Rheinstraße 46 o • 12161 Berlin
Telefon (0 30) 766 99 90 • Fax (0 30) 774 41 03 • www.frieling.de

INFORMATION FÜR BESUCHER

Verkaufs- und Kulturausstellung

Sie finden uns in **Halle 4.1**

Treffen der Heimatkreise

Sie finden uns in **Halle 2.1**

Deutschlandtreffen der Ostpreußen

21. und 22. Mai 2005, Messe Berlin



Krampfadern ?

Behandlung ohne Operation !

Durch die moderne **ultraschallkontrollierte Verödungstherapie** können Sie sich in nur 4 Tagen im **Sanatorium Uibeisen** in Bad Kissingen behandeln lassen. **Ohne Operation, ohne Narben!**

Fordern Sie unser kostenloses **Informationsmaterial** „**Krampfaderbehandlung ohne Operation**“ an.

bei Herz-, Kreislauf-, u. Stoffwechselerkrankungen:

Bewegungstherapie nach neusten Erkenntnissen !

Bewegung ist Leben ! ist das Motto unseres exklusiven Hauses. Herz-Kreislauf, Stoffwechsel-, Magen-Darm-, innere und orthopädische Erkrankungen werden von **Fachärzten** behandelt. Fachabteilung für **Kardiologie**.

Besonders: komplexe Therapieverfahren: **Biomechanische Muskelstimulation** (z.B. nach **Schlaganfall**), Schmerzlaserverfahren, Bewegungstherapie, Kältekammer bis -110°C, zwei Schwimmbäder (30°C), Wirbelsäulen-Schwingtisch bei **Rückenbeschwerden Osteoporose?** Auch hier haben wir ein vielfältiges **Therapieprogramm**. Biologische Entgiftungskur, Aufbaukuren nach verschiedenen Verfahren, **Kolon-Hydrotherapie** bei chronischen **Darmerkrankungen** und zur **Entgiftung**.

Bei **KUREN** Abrechnung über **KRANKENKASSEN** und **BEIHILFESTELLEN** möglich!

Vollpension im Einzel- oder Doppelzimmer **NUR 59,- € p.P./Tag**

Pauschalkur einschl. allen ärztlich verordneten Therapieanwendungen, Anfangs- Zwischen- und Schlussuntersuchung **NUR 98,- € p.P./Tag**

immer enthalten: alle Mahlzeiten mit **Getränken**, Nachmittagskaffee, Obst und Mineralwasser fürs Zimmer.

günstiger Fahrdienst: Hin- u. Rückfahrt 80,- bis 180,- € je Person
Fordern Sie **unverbindlich und kostenlos unseren ausführlichen Hausprospekt** an!

Ihre Geschichte

Wir drucken vom Manuskript oder gelieferter Worddatei.

media production bonn gmbh
Baunscheidtstr. 19, 53113 Bonn
Tel.: 02 28/3 91 80-10
E-Mail: info@medprobonn.de
Grafik - Satz - Layout - Druck

Ännchen von Tharau
Buch mit 24 Abb. + Landkarte
Info: Will, Tel. 0 65 45/61 52

anzeigen@preussische-allgemeine.de

Ich schreibe Ihr Buch
040-27 88 28 50

R. G. Fischer

Autoren gesucht!

R. G. Fischer

Seit 25 Jahren publizieren wir mit Erfolg Bücher von noch unbekanntem Autor/innen: Biographien, Romane, Erzählungen, Gedichte, Sachbücher. Kurze Beiträge passen vielleicht in unsere hochwertigen Anthologien. Wir prüfen Ihr Manuskript schnell, kostenlos und unverbindlich. Schicken Sie es uns vertraulich zu - es kommt in gute Hände!

R.G. FISCHER VERLAG
Ober Str. 30 • 60386 Frankfurt
Tel. 069/941 942-0

Sanatorium Uibeisen
Prinzregentenstr. 15 • 97688 Bad Kissingen
Telefon: 0971/9180 • www.uibeisen.com

Familienanzeigen

Liebe Mutti,
zu Deinem **70.** Geburtstag
wünschen wir Dir alles Liebe und Gute.
Deine Kinder und Enkelkinder

Sigrid Verwold, geb. Graade
geboren in Johannsburg,
jetzt wohnhaft in 42653 Solingen, Herbergerstr. 16

Emil Raabe
geb. 14. 4. 1905 gest. 24. 12. 1973

100. Geburtstag

1. 1. 1934 - 1. 9. 1939
Fleischermeister in Tapiaw, Ostpr.
1. 9. 1939 - 22. 12. 1945
Soldat Nachschub für Rommel
1. 1. 1950 - 31. 12. 1965
Schlachtermeister in Börnsen bei Hamburg
Mitglied des Gemeinderates von Börnsen in den 50er Jahren

Unvergessen
Kurt Raabe
Schlesier Weg 13, 21502 Geesthacht

Zwei fleißige Hände ruhen aus, ein liebes Herz steht still; sie geht für immer aus dem Haus, weil es das Schicksal will.

Nach schwerem Leiden verstarb meine über alles geliebte Frau

Gertrud Mutschke
geb. Andrioff
* 12. 4. 1924 + 2. 4. 2005

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Wilhelm Mutschke

Bochumer Straße 1A
10555 Berlin

Die Trauerfeier fand am Dienstag, dem 12. April 2005, um 12.00 Uhr in der Heilandskirche, Thusneldaallee 1, 10555 Berlin, statt.
Anstelle zugedachter Blumen bitten wir um eine Spende an die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger (DGzRS), Bremer Bank, Kto.-Nr. 107 467 200, BLZ 290 800 10, Kennwort: Gertrud Mutschke.

Nach kräftezehrendem Kampf gegen die schwere Krankheit ist unsere Mutter und Oma

Eleonore Steputat
geb. Neumann

* am 5. April 1929 in Sudehnen, Kreis Angerapp (Pr)

am 1. April 2005 im Alter von 75 Jahren friedlich eingeschlafen.

In unseren Herzen bleibst Du immer bei uns.
Didi und Petra
Birgit, Marcel und Maurice

Die Beerdigung fand statt am Freitag, dem 8. April 2005, um 11.00 Uhr in der Kapelle des Neuen Niendorfer Friedhofes, Promenadenstraße.

Hinter den Tränen der Trauer verbirgt sich das Lächeln der Erinnerung.

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von unserer lieben Mutter, Oma und Schwiegermutter, Frau

Ruth Schulz
geb. Reinhold

* 15. 9. 1920 + 29. 3. 2005
in Guttstadt/Ostpr. in Meersburg

In stiller Trauer
Dorothea Hauck mit Ehemann Klaus
und Kinder Christian und Claudia
Elisabeth Tashiro mit Ehemann Nobu
und Kinder Ken und Yuki

Traueradresse:
Dorothea Hauck, Dr.-Zimmermann-Straße 14, 88709 Meersburg
Der Trauergottesdienst mit Beerdigung fand am 5. April in Augsburg-Göggingen statt.

Wir müssen Abschied nehmen

Bruno Klowski

* 8. 5. 1923 + 28. 3. 2005
Lichtenhagen Lütjenburg
Krs. Königsberg

In stiller Trauer
Fam. Knappe
im Namen aller Angehörigen

Traueranschrift:
Fam. Knappe, Im Kornwinkel 11, 24321 Lütjenburg

Alles hat seine Zeit, eine Zeit der Freude, eine Zeit der Stille, eine Zeit der Schmerzen und der Trauer, eine Zeit der dankbaren Erinnerung.

Kurt Petczelis

* 7. 3. 1918 in Norgallen
+ 29. 3. 2005 in Lünen

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied
Hildegard Petczelis, geb. Bagger
Horst und Elke Grunert, geb. Petczelis
Werner und Anita Schäfer, geb. Petczelis
Burkhard und Anita Petczelis, geb. Knöbel
Enkel, Urenkel und Anverwandte

Münsterstraße 1 i, 44534 Lünen



Zum Gedenken an unseren Vater

Karl Raddek
* 31. 10. 1896 in Thorn, Westpr.
† am 11. Januar 1942 in einem Lazarett in Bialystok
Er fand seine letzte Ruhestätte auf dem Domfriedhof in Königsberg

und unseren Bruder

Hans Raddek
zuletzt Angehöriger einer Luftwaffen-Feldabteilung
geb. 27. März 1921 in Königsberg (Pr)
am 17. April 1945 tödlich verwundet
bei den Kämpfen um Nürnberg
Er ruht dort auf dem Soldatenfriedhof

Sie ließen ihr Leben für ihre deutsche Heimat.

Siegfried Raddek
Schönwalder Allee 26, 13587 Berlin
Christel Jenrich, geb. Raddek
Langenstraße 23, 21339 Lüneburg

Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen.
Über weite Felder lichte Wunder gehn.

Hier waren ihre Wurzeln, und aus der wunderschönen Kindheit in Ostpreußen schöpfte sie ihr Leben lang Kraft.

Margarete Lotte Willimzik
geb. Joswig

* 9. 11. 1914 + 29. 3. 2005
in Landsberg/Warthe in Melle-Westendorf

Sie war der Mittelpunkt und die Sonne ihrer Familie. Im Lachen und in der Fröhlichkeit der Enkel und Urenkel bleibt sie uns erhalten.

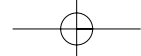
Wir danken Gott, daß er sie uns so lange geschenkt hat.

In Liebe und großer Dankbarkeit
Arthur Willimzik
Annegret
Siegrun
Hans-Friedrich
mit Familien

Omi Lotti, wir vermissen dich alle sehr.

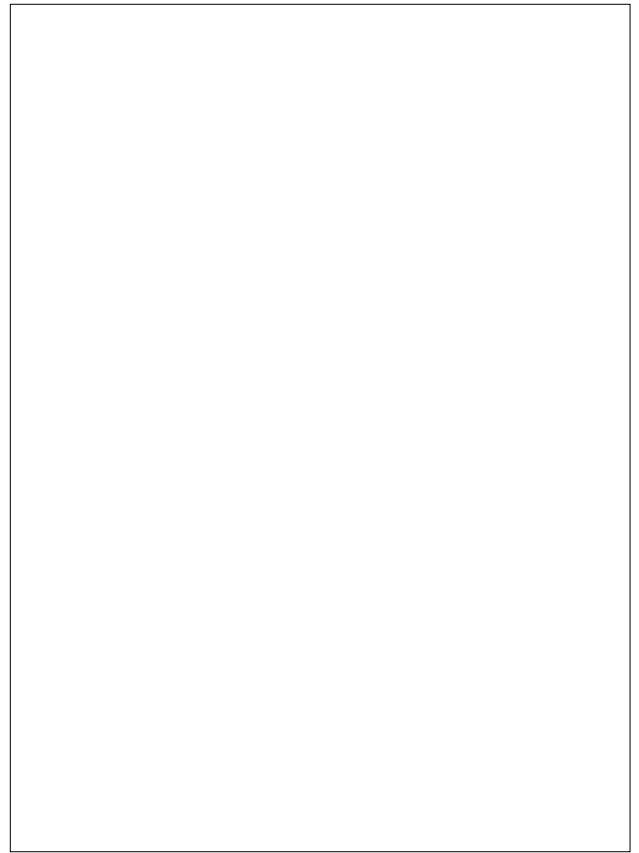
früher Schönhorst (Mrossen), Kr. Lyck

Die Beisetzung ihrer Urne findet im Familienkreis statt.
Traueranschrift:
Annegret Rieke, Kumbusch 5, 49328 Melle



, >C M >N+ /& IDDC

& (% 8H (EEE: O (" 7\$1H ' \$<5\$<,



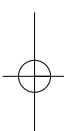
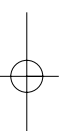
!



6 (' /))



;) G >F+ /& >?9C M !"3 3)! , E





Das Grauen in Worte gefaßt

Letlands Außenministerin berichtet von der Deportation ihrer Familie nach Sibirien

Der Verstand kann vieles nicht begreifen, auch wenn man stets versucht ist, nach logisch Nachvollziehbarem zu suchen. Aber was ist logisch an der Schlußfolgerung, daß jemand, der „ein Haus mit vier Wohnungen, ein Jahreseinkommen von 12.000 Lat und eine Landwirtschaft“ besitzt, ein Verbrecher ist? Nach den Maßstäben des NKWD-Offiziers Janis Veveris war dem aber so, und so wurde der „Ausbeuter der Arbeiterklasse“ Janis Dreifelde mit seiner Frau Emilija und seiner 13jährigen Tochter Ligita – die drei Söhne konnten sich der Verhaftung entziehen – 1941 nach Sibirien deportiert.

Sandra Kalniete, seit 2002 Außenministerin von Lettland, berichtet in

„Mit Ballschuhen im sibirischen Schnee“ über das Schicksal ihrer Eltern und Großeltern, daß auch das ihre war, da sie 1951 in Sibirien geboren wurde.

Eindruckvoll erzählt die couragierte Politikerin von der Not ihrer Mutter und Großmutter, dem frühen Tod ihres Großvaters 1941, getrennt von seinen Lieben, der Verschleppung ihres damals 17jährigen Vaters und seiner Mutter 1947. Hunger, Armut und die sibirische Kälte umfingen den Leser bei der Lektüre des außerordentlichen Buches. Neben dem persönlichen Schicksal ihrer Familie geht die Autorin aber auch auf die geschichtlichen Zusammenhänge ein. Zwischen sowjetischer und deutscher Besatzung hin- und hergerissen, blieb den Letten nicht nur im Zweiten Weltkrieg, sondern noch Jahrzehnte danach jegliche Selbstbestimmung verwehrt. Auch behauptet Kalniete,

daß die Letten zu Unrecht als Faschisten verschrien seien, nur weil sie Hitler 1943 freudig empfingen. Dies sei viel mehr nach den vorherigen Erfahrungen mit den Russen nicht weiter verwunderlich. Schon auf der Leipziger Buchmesse 2004 sorgte die Lettin für einen Eklat, weil sie es wagte, Stalins Morden mit dem Hitlers auf eine Stufe zu stellen. Eine Einstellung, die sie auch in ihrem Buch vertritt. „Die Massendeportation aus den baltischen Staaten im März 1949 stand weder hinsichtlich der detaillierten Planung noch der Geheimhaltung und Präzision bei der Umsetzung der Operation hinter dem perfekten System zurück, das die Nazis bei der Deportation von in erster Linie jüdischen Einwohnern der vom Reich okkupierten Staaten in die großen Todeslager in Europa anwandten. Allein in der Phase der ‚Endlösung‘ unterschied sich die sowjetische Vorgehensweise von der-

jenigen der Nazis.“ Stalin leistete sich den Luxus, „Experimente anzustellen, wie lange der Klassenfeind unter extremsten Bedingungen zu überleben in der Lage war“. In der Familie der Sandra Kalniete kehrten neben dem Großvater Janis, auch ihre Großmutter Emilija und ihr Großvater Aleksandrs nicht aus der Verbannung zurück, bis zu ihrem Tode durchlebten sie zudem die Hölle auf Erden. Und auch die Überlebenden tragen bis heute ihre Erfahrungen aus den Jahren der Unfreiheit mit sich.

Ein äußerst lesenswertes, beeindruckendes Buch einer vielschichtigen Autorin über ein gern verdrängtes Kapitel europäischer Geschichte.

R. Bellano

Sandra Kalniete: „Mit Ballschuhen im sibirischen Schnee“, Herbig, München 2005, geb., Abb., 352 Seiten, 22,90 Euro

In der Redaktion eingetroffen

Du kommst aus der Praxis und hast bewiesen, daß du energisch bist und Menschen führen kannst. Ich setzte große Hoffnung in dich, daß du den Laden da unten in Ordnung bringst“, nach diesen kurzen und bündigen Worten beim Einstellungsgespräch hat Martin Seebrück eine Aufgabe in einem Ministerium, dem er fortan dient. Doch die DDR läßt Träumern, und träumen sie auch nur von Gerechtigkeit und „neuem Schwung“, wenig Spielräume. Bald gewinnt Martin mehr Einblick, als seinem Idealismus lieb ist, und dann treten die Genossen noch mit einigen unmoralischen Aufträgen an ihn heran. Wie sich der Protagonist aus einfachen Verhältnissen entscheidet, und ob er sich behaupten kann, ist ein realistisches Lehrstück. Der Ostpreuße Paul Benjamin meistert die bedrückende Thematik, ohne zu belehren und mit viel Gespür für das Zwischenmenschliche. **SV Paul Benjamin: „Ein Netz von Intrigen“, Fischer&Fischer Medien, Frankfurt am Main, 2004, broschiert, 179 Seiten, 9,80 Euro**

Beiträge von Wissenschaftlern aus Ost und West findet man in den beiden jetzt vorliegenden Bänden Acta Borussica VI und VII, die von der 1971 gegründeten Ost- und Westpreußenstiftung in Bayern initiiert wurden. Herausgegeben von der Altpreußischen Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Literatur enthalten die Bände Beiträge zur ost- und westpreußischen Landeskunde, die durchaus auch für Laien verständlich sind. Während man sich in Band VI der Kaschubei und Danzig sowie Masuren widmet, finden sich in Band VII Beiträge zu liberalen und demokratischen Bewegungen in Ost- und Westpreußen sowie zur Wissenschafts- und Kulturgeschichte. **man Ost- und Westpreußenstiftung in Bayern e.V., „Acta Borussica, Beiträge zur ost- und westpreußischen Landeskunde“, Band VI, 326 Seiten, 30 Abb., brosch., 10,90 Euro, Band VII, 258 Seiten, rd. 20 Abb., brosch., 10,90 Euro**



Spaß um jeden Preis

Wie das Fernsehen die Menschen verändert, erklärt der ehemalige ZDF-Intendant Stolte

Dieter Stolte, ehemaliger Intendant des ZDF, berichtet in „Wie das Fernsehen das Menschenbild beeinflusst“ über die Quotenjagd der Fernsehsender und welche Konsequenzen diese für den Zuschauer mit sich bringt.

Das informative Buch wiederholt zwar viele bekannte Tatsachen, gibt dem Leser aber auch viele Denkanstöße und zeigt ihm bis dato unbeachtete Zusammenhänge auf.

Das Durcheinander von Vorurteilen über das Fernsehen, eigenen Eindrücken und Meinungen von Bekannten wird quasi entwirrt und zu einem klaren übersichtlichen Bild zusammengepuzzelt. „Die Moral ist nicht der entscheidende Punkt ... es

geht um den Verlust der Realität, um den Verlust an Ernst in der sogenannten ‚Spaßgesellschaft‘ ... jede Information wird in der Form der Unterhaltung dargeboten, wird zum Entertainment, zum so genannten ‚Infotainment‘ ... ‚Spaßgesellschaft‘ bedeutet Spaß um jeden Preis, auch um den zerbrochener Tabus und verletzter Menschenwürde.“

Dieter Stolte macht den Leser nachdenklich, in dem er ihm das eigene Fernsehverhalten bewußt macht und ihn dazu bringt, es kritisch zu betrachten. „In einer Zeit, da man an jedem Ort und Örtchen mit versteckten und nicht versteckten Kameras zu rechnen hat und in der das Volk bei Talk- und Quizshows vor die Studiokameras drängt, muß man sich fragen, wie die Präsenz von Kameras insgesamt das Leben der Menschen und die Menschen selbst verändert hat.“ Der

Autor verteuftelt mit diesem Buch auf keinen Fall das Fernsehen, im Gegenteil, er weist jedoch darauf hin, daß man sich als anspruchsvoller Fernsehkonsument ein „facettenreiches“, gutes Fernsehen aus all den Sendern „selbst zusammensuchen“ müsse.

Stolte sieht im Fernsehen als solches einerseits eine Chance und andererseits eine Gefahr, „die Gefahr, welche in dem Moment entsteht, wenn der Zuschauer alle Informations- und Kulturprogramme wechselt“ und das Fernsehen ausschließlich als Unterhaltungsmedium nutzt oder gar „mißbraucht“, das Fernsehgerät lediglich noch die Aufgabe der „Berieselungsanlage“ erfüllt.

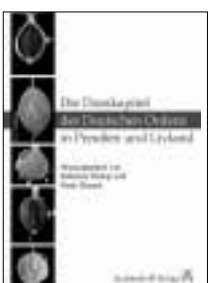
Diese Buch enthält unter anderem den indirekten Hinweis, daß man in der verantwortungsvollen Position

als Eltern oder Großeltern sorgfältig selektieren müsse, welche Sendungen und Filme die Kinder sehen oder eben besser nicht sehen sollten und ob es nicht von Vorteil wäre, das Fernsehprogramm der lieben Kleinen öfter mal auf Anspruch und Informationsgehalt zu überprüfen.

Ein kluges Buch, das jedermann nachdenklich stimmen wird, bei der Selbstanalyse, ob man das Fernsehen mehr zur „Entspannung“, „Information“ oder lediglich zur „Berieselung“ nutzt. Ob man eher zu der Kategorie „aktiver“ oder „passiver“ Zuschauer zählt und ob beziehungsweise wie das Fernsehen uns in unserem Handeln und unserem Leben beeinflusst.

A. Ney

Dieter Stolte: „Wie das Fernsehen das Menschenbild beeinflusst“, C.H.Beck, München 2004, geb. 204 Seiten, 19,90 Euro



Interessante Anstöße

Domkapitel des Deutschen Ordens

Mit Unterstützung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung und der Stiftung Nordostdeutsches Kulturwerk für die Stiftung Ostpreußen erschien als Beiheft 17 der Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands „Die Domkapitel des Deutschen Ordens in Preußen und Livland“. Der naturgemäß oft sehr ins Detail gehende Band vermittelt ein Stück wichtiger mittelalterlicher Landes- und Kirchengeschichte, waren doch die untersuchten Domkapitel von Kulm, Samland, Pomesanien, Kurland und Riga Träger landesherrlicher Gewalt und über weite Strecken Priesterbrüderkonvente des Deutschen Ordens. So lag es nahe, sich auch bei der Verwaltung den Gepflogenheiten des Ordens anzugleichen.

Neben aktuellen Forschungsbeiträgen und einer Übersicht zum Stand der preußischen und livländischen Domkapitelforschung werden hier erstmals zwei ältere Königsberger Dissertationen veröffentlicht: Die „Studien über die Verwaltungsorganisation des Bistums Samland im Mittelalter“ von Heinz Schlegelberger konnten 1922 wegen der Inflation nicht er-

scheinen, die Fertigstellung der Arbeit von Erwin Hertwich „Das Kurländische Domkapitel bis 1561. Untersuchungen über die persönliche Zusammensetzung des Kapitels hinsichtlich der Herkunft und Laufbahn seiner Bischöfe und Domherren“ fiel in die Kriegswirren des Jahres 1943.

Die Herausgeber sind auch selbst Autoren. Radoslaw Biskup, 1976 in Malbork / Marienburg geboren, Doktorand in Thorn, schreibt über „Preußische und livländische Domkapitel im Mittelalter – Forschungsstand und Perspektiven“ und bearbeitete die Dissertation von Heinz Schlegelberger. Mario Glauert, geb. 1969 in Berlin, ist Wissenschaftlicher Archivar am Brandenburgischen Landeshauptarchiv Potsdam, Stellvertretender Vorsitzender des Historischen Vereins für Ermland und Mitherausgeber der Beiträge zur Geschichte Westpreußens und der Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands. Er schrieb über das „Domkapitel von Pomesanien 1284–1527“, die „Bindung des Domkapitels von Riga an die Regel des Deutschen Ordens“ und bearbeitete die Dissertation von Erwin Hertwich.

Gerade bei Hertwich gibt es für Kurland zahlreiche Tabellen mit Namen, Amtszeit, erster und letzter ur-

kundlicher Erwähnung und vorheriger Tätigkeit der einzelnen Mitglieder der Kapitel.

Am Beispiel Pomesaniens hält Glauert fest, daß der Deutsche Orden seine Priesterbrüder im Gegensatz zu den Rittern wohl vornehmlich aus dem einheimischen Klerus des Ordenslandes rekrutierte.

Die Herausgeber und Autoren müssen auf Grund mangelnder Quellenlage manche Fragen offen lassen und hoffen, Anstöße für weitere Forschungen gegeben zu haben. Es ist erstaunlich, wieviel überhaupt entdeckt und aufgearbeitet werden konnte. Weitere Aufschlüsse könnte ihrer Meinung nach auch ein Vergleich mit den besser dokumentierten Verhältnissen im Bistum Ermland bringen, dessen Domkapitel als einziges in Preußen nicht an die Regeln des Deutschen Ordens gebunden war.

Unverständlich ist allerdings, warum der sorgfältig redigierte Band nicht wenigstens eine Karte enthält.

Norbert Matern

Radoslaw Biskup / Mario Glauert (Hrsg.): „Die Domkapitel des Deutschen Ordens in Preußen und Livland“, Aschendorff Verlag, Münster 2004, kartoniert, 318 Seiten, 19,80 Euro



Fegefeuer

Geheimnis um eine Reliquie

Als die Ordensschwester Ottavia Salina, Paläographin und Leiterin des Vatikanischen Geheimarchivs, zum Kardinalstaatssekretär Solana gerufen wird, ahnt sie noch nicht, daß ihr Leben eine Wendung nehmen wird. Solana beauftragt sie, an Hand von Fotos geheimnisvolle, religiöse Zeichen auf der Leiche eines Äthiopiens zu entschlüsseln. Außerdem hat man bei der Leiche eine Dose mit Holzsplittern gefunden. Handelt es sich hier um gestohlene Kreuzreliquien? Gemeinsam mit dem Hauptmann der Schweizer Garde Glauser-Röist und dem ägyptischen Archäologen Farag Boswell nimmt Ottavia Salina ihre Nachforschungen auf. Bei ihren Recherchen stoßen die Detektive wider Willen auf eine 2.000 Jahre alte Bruderschaft, die Staurophylakes, die sich „Wächter des Kreuzes“ nannten. Um in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden, mußten die Anwärter einst sieben Prüfungen bestehen. Für jede bestandene Prüfung wird ihnen ein griechischer Buchstabe und ein Kreuz auf die Haut tätowiert. Ihre Ermittlungen

bringen die drei Detektive zunächst keinen Schritt näher an die Reliquiendiebe heran, bis der Hauptmann eine verblüffende Entdeckung macht. Was hat Dantes „Göttliche Komödie“, die sich als Wegweiser für die Prüfungen entpuppt, mit allem zu tun? Sie beschließen, sich selbst den Prüfungen zu stellen, um das Geheimnis zu lüften. Schon die erste Aufgabe führt sie direkt ins „Fegefeuer“ und kostet fast ihr Leben.

Matilde Asensi hat ihren Roman, mit vielen kirchengeschichtlichen Fakten gespickt. Als Leser sollte man schon ein gewisses Interesse dafür mitbringen. Richtig spannend wird das Buch erst, als die Autorin ihr Detektivtrio die Reise zu den sieben Prüfungen in sieben Städte antreten läßt. Auch das Wirtschaftsimperium Vatikan, mit seinen Skandalen und Skandalchen wird kritisch beleuchtet und kommt dabei nicht gerade gut weg. Schade um den Schluß, der hätte etwas prickelnder, weniger paradiesisch sein können. **Barbara Mußfeldt**

Matilde Asensi: „Wächter des Kreuzes“, dtv Verlag, München, broschiert, 638 Seiten, 14,50 Euro

Alle Bücher sind über den PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon 0 40/41 40 08 27, zu beziehen.